

Stephan Gasser

Die Kathedralen von Lausanne und Genf und ihre Nachfolge



# Scrinium Friburgense

Veröffentlichungen des Mediävistischen Instituts  
der Universität Freiburg Schweiz

Herausgegeben von

Hugo Oscar Bizzarri Christoph Flüeler Peter Kurmann  
Eckart Conrad Lutz Aldo Menichetti Hans-Joachim Schmidt  
Jean-Michel Spieser Tiziana Suarez-Nani

Band 17

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Stephan Gasser

Die Kathedralen  
von Lausanne und Genf  
und ihre Nachfolge

Früh- und hochgotische Architektur  
in der Westschweiz (1170–1350)

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Veröffentlicht mit Unterstützung des Hochschulrates Freiburg Schweiz

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,  
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-018172-X

ISSN 1422-4445

*Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2004 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Satz: Stephan Gasser

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

# Inhaltsverzeichnis

I. Vorwort .....	9
II. Einleitung .....	11
A. Thematische Eingrenzung und Methode .....	11
B. Forschungsstand .....	14
C. Historischer Überblick .....	16
III. Die grossen Kathedralen und ihre unmittelbare Nachfolge	19
A. Die Kathedrale von Lausanne .....	19
1. Historischer Kontext .....	19
2. Baugeschichte .....	21
<i>Forschungsstand zur Baugeschichte und erstes Projekt 21. Romani-</i>	
<i>sche Bauetappe 22. Erste gotische Bauetappe 23. Zweite gotische</i>	
<i>Bauetappe und Vollendung des mittelalterlichen Baus 28. Nach-</i>	
<i>trägliche Veränderungen und Zusammenfassung der Baugeschichte 30</i>	
3. Beschreibung und kunsthistorische Einordnung .....	32
<i>Chor 32. Querhaus 37. Langhaus 41. Westbau 44. Türme 52. Zu-</i>	
<i>sammenfassung 54</i>	
B. Die Kathedrale von Genf .....	56
1. Historischer Kontext .....	56
2. Baugeschichte .....	58
3. Beschreibung und kunsthistorische Einordnung .....	63
<i>Langhaus 63. Querhaus 69. Chor 72. Zusammenfassung 77</i>	
C. Bauten in der Nachfolge der Kathedrale von Genf .....	78
1. Die Pfarr- und Prioratskirche von Satigny .....	78

2. Die Prioratskirche von Peillonnex .....	82
D. Die Bedeutung der Kathedralen von Lausanne und Genf für die Verbreitung von übereinander gestellten Laufgängen in Triforium und Obergaden .....	83
1. Lausanne und die burgundische Architektur des frühen 13. Jahrhunderts .....	83
2. Die Abteikirche von Abondance .....	88
3. Die Bauten im oberen französischen Rhonetal .....	91
4. Das Münster in Bonn .....	93
E. Die Valeria-Kathedrale von Sitten .....	95
1. Historischer Kontext und Baugeschichte .....	95
2. Beschreibung und kunsthistorische Einordnung .....	103
F. Die Kollegiatskirche von Neuenburg .....	112
1. Historischer Kontext und Baugeschichte .....	112
2. Beschreibung und kunsthistorische Einordnung .....	116
IV. Lutry und die Lausanner Bettelordensarchitektur .....	127
A. Historischer Kontext und Baugeschichte .....	127
B. Vergleichende Beschreibung und kunsthistorische Einordnung .....	131
V. Der Rechteckchor in der gotischen Niederkirchenarchitektur der Westschweiz. Zisterziensernachfolge oder eigene Tradition? .....	141
A. Vorgotische Rechteckchöre .....	142
B. Gotische Rechteckchöre flankiert von rechteckigen Seitenkapellen ...	150
1. Die Pfarrkirche von Villeneuve .....	152
2. Die ergrabenen Kirchen von Moudon, La Fille-Dieu bei Romont und La Sagne .....	156
<i>Moudon I 156. La Fille-Dieu I 157. La Sagne 158</i>	
3. Die Pfarr- und Prioratskirche von Cossonay .....	159
4. Die Pfarrkirche von Vevey .....	162

5. Die Chorerweiterungen der Prioratskirchen von Romainmôtier und Grandson .....	168
<i>Romainmôtier</i> 169. <i>Grandson</i> 174	
6. Zusammenfassung .....	177
C. Frühe gotische Rechteckchöre ohne Seitenkapellen .....	178
1. Von der Spätromanik zur Frühgotik. Die einfachen Rechteckchöre von Pruntrut, St-Ursanne, Begnins, Corcelles und Nendaz .....	178
<i>Pruntrut und St-Ursanne</i> 178. <i>Begnins</i> 181. <i>Corcelles</i> 183. <i>Nendaz</i> 184	
2. Anspruchsvollere Rechteckchorvarianten der 1230er und 1240er Jahre in der Genferseeregion. Notre-Dame in Villeneuve und die Kirchen von Savigny und Etoy .....	185
<i>Notre-Dame in Villeneuve</i> 186. <i>Savigny</i> 188. <i>Etoy</i> 189	
VI. Sakralarchitektur in der Westschweiz um 1300 .....	193
A. Allgemeine Merkmale .....	194
B. Aufwendige Bauten mit Rechteckchor .....	203
1. Der erste Bau der Pfarrkirche von Romont .....	203
2. Die Pfarrkirche von Payerne .....	207
3. Die Burgkapelle von Montagny-les-Monts .....	212
4. Die Kirche der Zisterzienserinnen von La Fille-Dieu bei Romont .....	216
5. Die abgegangenen Kirchen von Cugy und Murten .....	218
<i>Cugy</i> 218. <i>Murten</i> 220	
6. Die Bürgerkapelle von Aubonne .....	222
7. Die Pfarrkirche von Moudon .....	224
<i>Historischer Kontext und Baugeschichte</i> 225. <i>Beschreibung und kunsthistorische Einordnung</i> 229	
C. Freiburg zur Zeit der Hochgotik. Ordens- und Pfarrkirchenarchitektur im Kontext einer mittelalterlichen Stadt ...	240
1. Historischer Überblick .....	240
2. Erste Zeugnisse gotischer Architektur in der Stadt Freiburg .....	242
<i>Die Liebfrauenkirche und ihr Turm</i> 243. <i>Der erste Bau der Franziskanerkirche</i> 247	
3. Die Kirche der Zisterzienserinnen in der Magerau .....	250

4. Die Bettelordenskirchen und ihre unmittelbare Nachfolge .....	252
<i>Die Kirche der Augustiner-Eremiten 253. Der zweite Bau der Franziskanerkirche 262. Das Langhaus der Pfarrkirche von Payerne und der Chor der ehemaligen Pfarrkirche von Muntelier 269</i>	
5. Die Pfarrkirche St. Niklaus .....	272
<i>Kirchenrechtlicher Kontext und Baugeschichte 272. Beschreibung und kunsthistorische Einordnung 281</i>	
6. Die Erneuerungsarbeiten an der Zisterzienserkirche von Altenryf .....	290
D. Privat- und Schlosskapellen .....	293
1. Die Billens-Kapelle der Franziskanerkirche von Lausanne .....	293
2. Die Cossonay-Kapelle im Turm der Pfarr- und Prioratskirche von Cossonay .....	296
3. Die Mayor-Kapelle der Pfarr- und Prioratskirche von Lutry .....	298
4. Die Baulmes-Kapelle im Burgquartier von Lucens .....	300
5. Die einfachen Schlosskapellen von Surpierre und Yverdon .....	302
<i>Surpierre 303. Yverdon 303</i>	
6. Die zweijochigen Schlosskapellen von Chillon und Tourbillon ...	305
<i>Chillon 305. Tourbillon 308</i>	
7. Die Schlosskapelle von Champvent. Ein verborgenes Glanzstück der westschweizerischen Baukunst um 1300 .....	310
VII. Architektur und Polychromie .....	315
VIII. Westschweizerische Gotik oder Gotik in der Westschweiz? Zusammenfassung .....	321
IX. Anhang .....	331
A. Katalog .....	331
B. Bibliografie .....	353
C. Register .....	378
D. Abbildungen .....	387



## I. Vorwort

Überblicksdarstellungen zu wissenschaftlichen Themen bedeuten in einem Zeitalter zunehmender Spezialisierung eine Herausforderung und ein Wagnis. Dieses Unterfangen im Rahmen einer Dissertation in Angriff zu nehmen, könnte gar als Vermessenheit ausgelegt werden, zumal architekturgeschichtliche Untersuchungen ohne die Zusammenarbeit von Bauforschern, Archäologen und Kunsthistorikern heute kaum noch zu bewältigen sind.

Der früh- und hochgotische Kirchenbau in der westlichen Schweiz ist der internationalen Forschung bestenfalls in Form der Kathedralen von Lausanne und Genf bekannt. Die künstlerische Bedeutung der Architektur einer bestimmten Region erschliesst sich jedoch dem interessierten Publikum nur durch eine möglichst vollständige Kenntnis aller noch fassbaren Phänomene. Diese sind innerhalb der gotischen Architektur der Romandie von diözesanen Monumentalbauten über mittelgrosse Stadt- und Prioratskirchen bis hin zu kleinen Dorfkirchen und Kapellen in ansehnlicher Zahl erhalten oder erschliessbar. In den letzten Jahren hat zudem die ausgesprochen aktive Lokalforschung nicht nur die grossen Bischofskirchen neu analysiert, sondern in zahlreichen Einzeluntersuchungen die Geschichte selbst unscheinbarster Bauwerke erarbeitet und damit den Grundstein für eine zusammenfassende Darstellung gelegt. Durch diese günstigen Umstände ermutigt, habe ich deshalb den Versuch gewagt, die Sakralarchitektur der Westschweiz vom ausgehenden 12. bis ins mittlere 14. Jahrhundert zu untersuchen und ihre Entwicklung, Wirkungsweise und Motivation in einem Überblick zu resümieren.

Ohne die Unterstützung der nachfolgend aufgeführten Personen und Institutionen wäre die vorliegende Arbeit nicht in dieser Form zustande gekommen. Ich danke Prof. Peter Kurmann für die Anregung des Themas und die freundschaftliche Betreuung der Arbeit, Martin Rohde für die geduldige Hilfe bei der technischen Realisierung der Druckvorlage, Elisabeth Schneeberger, Richard Buser und Werner Rutishauser für unermüdliches Lektorieren, Gilles Bourgarel für die aufschlußreichen Gespräche und die vielen Informationen zum aktuellen Forschungsstand der Freiburger Bauten, Jacques Bujard für die Erklärungen zu den archäologischen Ausgrabungen in der Freiburger Franziskanerkirche und seine Hilfeleistungen betreffend der Neuenburger Kollegiatskirche, Prof. Gaëtan

Cassina für das langfristige Überlassen seiner unpublizierten Dissertation über die Pfarrkirche von Moudon, Claire Huguenin für Informationen zur Restaurierungsgeschichte von Romainmôtier, Catherine Kulling für die Einwilligung, ihre Archivrecherchen zur Pfarrkirche von Vevey in meine Arbeit zu integrieren, Wolf Heinrich Kulke für die fruchtbare Diskussion über die Kirchenbauten der Zisterzienserinnen im 13. Jahrhundert, Brigitte Pradervand für die Einsicht in ihre unveröffentlichten Berichte zur Bürgerkapelle von Aubonne und zur Pfarrkirche von Payerne, Daniel de Raemy für das Überlassen seiner unpublizierten Untersuchungen zur Prioratskirche von Grandson, Christian Sapin für seine Auskünfte zum Stand der archäologischen Forschung im Burgund, Nicolas Schätti für die Diskussion über den ehemaligen Standort des Neuenburger Lettners, Hermann Schöpfer vom Kulturgüterdienst Freiburg für die Einsicht in sein Dossier zur ehemaligen Pfarrkirche von Cugy und die wertvollen Auskünfte zum Freiburger Kunstdenkmälerbestand, Marc C. Schurr für zahlreiche anregende Gespräche und einen Hinweis zur Freiburger Niklauskirche, Werner Stöckli für die Informationen zur laufenden bauarchäologischen Untersuchung der Kathedrale von Lausanne, Prof. Eliane Vergnolle für die Auskünfte zum romanischen und gotischen Kirchenbau in der Freigrafschaft, den Mitgliedern des Forschungskreises Kunst des Mittelalters für den wertvollen Gedanken- und Informationsaustausch sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Schweizerischen Landesbibliothek und des Eidgenössischen Archivs für Denkmalpflege in Bern, des Service des Bâtiments in Lausanne und des Staatsarchivs in Freiburg für ihre Unterstützung bei der Bibliotheks- und Archivarbeit.

Der grösste Dank – für alles und noch viel mehr – gebührt jedoch Beatrice Anthamatten, der diese Arbeit gewidmet ist.

Bern, Ostern 2004

Stephan Gasser

"J'ai visité la Suisse dans le plus grand détail, du saint Gothard au Rhin et de Genève à Constance: à l'exception de cette belle cathédrale de Lausanne, qui serait digne d'être française [...], je n'ai pas rencontré un seul édifice religieux de premier ni même de second ordre."<sup>1</sup>

"Le XIIIème siècle est [...] l'âge d'or de l'architecture en Suisse romande."<sup>2</sup>

## II. Einleitung

### A. Thematische Eingrenzung und Methode

Die vorliegende Arbeit untersucht den früh- und hochgotischen Kirchenbau in der westlichen Schweiz. Die Begriffe Früh- und Hochgotik definieren im Bereich der mittelalterlichen Architektur einerseits eine Periode, die der gängigen kunsthistorischen Epocheneinteilung folgend ungefähr die Zeit vom mittleren 12. bis ins fortgeschrittene 14. Jahrhundert umfasst. Andererseits implizieren sie formale Merkmale, die in Nordfrankreich ab etwa 1130 fassbar sind und je nach Gebiet bis weit ins Spätmittelalter verbreitet waren. Diese resultieren aus der konsequenten Nutzung von technischen Errungenschaften der Romanik, die die Verwirklichung neuer ästhetischer Absichten möglich machten. So bilden etwa die Verwendung eines kohärenten Dienst-Rippen-Systems, die Skelettbauweise mit an den Aussenbau verlegtem Stützapparat oder der systematische Einsatz des Spitzbogens die Voraussetzungen für eine starke Reduktion der Mauermaße, eine konsequente Durchleuchtung des Innenraumes oder eine vertikale Ausrichtung des gesamten Baukörpers. Hinzu kommen architektonische Motive wie Masswerk, Wimperg oder bestimmte Pfeiler-, Kapitell- und Profiltypen. Da die frühesten nach diesen Prinzipien errichteten Bauwerke in der Westschweiz erst

---

<sup>1</sup> RAMÉ 1856, 49.

<sup>2</sup> MORLET 1950, 97.

im ausgehenden 12. Jahrhundert fassbar sind, wird der zeitliche Rahmen in der folgenden Analyse im Vergleich zu Untersuchungen der nordfranzösischen Gotik etwas nach vorne verschoben. Nur am Rande berücksichtigt werden zahlreiche Bauwerke, die im hier behandelten Zeitraum entstanden, aber noch deutlich romanischen Traditionen folgen; solche, die mit grosser Verspätung auf die Formen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts zurückgreifen, bleiben ganz ausgeklammert. Dagegen werden neben den typisch früh- und hochgotischen Bauten auch jene aufgenommen, die zwar technisch und formal der Architektur der untersuchten Periode folgen, ästhetisch aber wenig Nutzen aus den neuen Ererbschaften ziehen.

Da die politischen und diözesanen Grenzen des Mittelalters für die Entwicklung der gotischen Architektur in der Westschweiz keine ausschlaggebende Rolle spielten, beschränkt sich die folgende Untersuchung örtlich auf die französischsprachigen Landesteile der heutigen Schweiz, das heisst: auf die Romandie. Damit unterwirft sie sich einerseits der fragwürdigen kunsthistorischen Praxis, künstlerische Phänomene im Rahmen aktueller politischer Grenzen abzuhandeln. Andererseits respektiert sie jedoch mit ihrer sprachlichen Eingrenzung die Trennung zweier Kulturlandschaften, die auch für die Entwicklung der gotischen Baukunst innerhalb der heutigen Schweiz von Bedeutung war. Es versteht sich von selbst, dass die kunstgeschichtliche Einordnung der hier betrachteten Bauwerke eine Perspektive erfordert, die bisweilen beträchtlich über die Grenzen des behandelten Gebietes hinausgeht. Obwohl nämlich die früh- und hochgotische Architektur der Romandie durchaus Züge einer eigenständigen Entwicklung aufweist,<sup>3</sup> partizipierte sie stets an den künstlerischen Strömungen der unmittelbaren Nachbarschaft, vereinzelt gar weit entlegener Gebiete. Bauten, die sich ausserhalb des definierten Gebietes befinden, werden aber nur dann ausführlicher behandelt, wenn sie in ihrer Erscheinungsform unmittelbar mit der westschweizerischen Architektur zusammenhängen.

Inhaltliche Schwerpunkte der Untersuchung sind die Aufarbeitung der Entstehungsgeschichte der behandelten Bauten, die Analyse ihrer künstlerischen Erscheinungs- und Wirkungsform, deren Einordnung in die Entwicklung der lokalen und internationalen Architekturgeschichte<sup>4</sup> sowie die Erörterung des historischen Kontexts. Dabei wechseln monografische Abschnitte zu einzelnen Bauwerken mit Ausführungen zu allgemeinen Problemen ab. Auf ein strikt chronologisches Vorgehen wird zu Gunsten einer entwicklungsgeschichtlich orientierten Darstellungsweise verzichtet. Den Schluss bildet ein Katalog, der die

3 Näheres dazu auf S. 321–330.

4 Zu den Möglichkeiten und Grenzen der Stilanalyse als kunsthistorische Methode vgl. S. 37, 201–202.

wichtigsten Ergebnisse zu den einzelnen Bauten stichwortartig zusammenfasst und die wesentliche Literatur auflistet.

Ausgangsbasis der vorliegenden Arbeit sind neben eigenen Beobachtungen in erster Linie die Publikationen der bisherigen Forschung. Unveröffentlichte Berichte und laufende Untersuchungen werden mit einbezogen, wann immer sie mir zugänglich waren. Historische Quellen werden soweit möglich im Wortlaut wiedergegeben, ihre bisherige Interpretation kritisch überdacht. Eigene Archivforschungen beschränkten sich auf punktuelle Recherchen, die Antworten auf wichtige Fragen zur Entstehungsgeschichte einzelner Bauten versprochen.

## B. Forschungsstand

Dem früh- und hochgotischen Kirchenbau in der Romandie wurde bisher nie eine eigene Studie gewidmet. Abgesehen von zahlreichen monografischen Arbeiten war das Thema aber immer wieder Bestandteil von Überblicksdarstellungen. Die frühesten kunsthistorisch motivierten Publikationen zur gotischen Architektur in der Westschweiz stammen vom jungen Jakob Burckhardt, dessen oft feinsinnige "Bemerkungen über schweizerische Kathedralen" aus den Jahren 1837 und 1838 von der kunstgeschichtlichen Forschung bisher kaum rezipiert worden sind.<sup>5</sup> Im Vergleich mit Burckhardt hatte Jean-Daniel Blavignac, der in seiner 1853 erschienenen "Histoire de l'architecture sacrée du quatrième au dixième siècle dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion" nur auf Grund unhaltbarer Frühdatierungen auf einige gotische Bauten eingeht, eine weit weniger glückliche Hand.<sup>6</sup> Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts beschäftigte sich Johann Rudolf Rahn – trotz Alfred Ramés vernichtendem Urteil über die schweizerische Baukunst –<sup>7</sup> erstmals in wissenschaftlicher Art und Weise mit dem Thema. Sowohl seine "Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler", die in unzähligen Artikeln im Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde erschienen, als auch seine monografischen Arbeiten und seine "Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz" aus dem Jahre 1876 zeigen den grossen Sachverstand dieses Pioniers der schweizerischen Kunstgeschichte.<sup>8</sup>

Nachdem im ausgehenden 19. Jahrhundert der Forschungsschwerpunkt bei archäologischen Untersuchungen und Restaurierungen gelegen hatte, stand die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz im Zeichen der grossen Monografien. Dabei entstanden Arbeiten, die in vielen Belangen auch heute noch gültig sind, etwa Camille Martins "Saint-Pierre, ancienne cathédrale de Genève" (1910), Hermann Holdereggers "Die Kirche von Valeria bei Sitten" (1930), Alfred Lombards "L'église collégiale de Neuchâtel" (1931), Josef Martin Lussers "Die Baugeschichte der Kathedrale St. Niklaus zu Freiburg im Uechtland" (1933) oder der Kunstdenkmälerband "La cathédrale de Lausanne" von Eugène Bach, Louis Blondel und Adrien Bovy (1944).<sup>9</sup> Ambitiöse Überblicksdarstellungen, die viel

5 BURCKHARDT 1946.

6 BLAVIGNAC 1853. RAHN 1870, 20 kritisierte bereits Blavignacs "seltsame Vorliebe für symbolische Spitzfindigkeiten" und seine "Neigung für überfrühe Datierungen, die ihn zu einer Menge von Trugschlüssen verleiten".

7 Vgl. das einleitende Zitat.

8 RAHN 1876.

9 MARTIN 1910; HOLDEREGGER 1930; LOMBARD 1931; LUSSER 1933; BACH/BLONDEL/BOVY 1944.

von diesen Monografien profitierten, erschienen erst wieder um die Mitte des Jahrhunderts. Josef Gantner ("Kunstgeschichte der Schweiz", Bd. 2, "Die gotische Kunst") und Hans Reinhardt ("Die kirchliche Baukunst der Schweiz") behandelten 1947 die gotische Architektur der Westschweiz nach dem Vorbild von Rahns "Geschichte der bildenden Künste" im Rahmen einer schweizerischen Kunstgeschichte.<sup>10</sup> Jean Morlet beschränkte sich hingegen in seiner unveröffentlicht gebliebenen Dissertation "L'art médiéval en Suisse romande du milieu du XIIe siècle au début du XVIe siècle. Étude sur les influences françaises dans les anciens diocèses de Genève et Lausanne" auf die mittelalterliche Romandie und deren künstlerische Beziehungen zu Frankreich.<sup>11</sup> Trotz zahlreicher Informationen zu stilgeschichtlichen Phänomenen werden Morlets Resultate getrübt durch die oft mangelhafte Kenntnis der aktuellen Literatur und die Überbewertung der Rolle der Zisterzienser bei der Verbreitung gotischer Architekturphänomene in der Westschweiz. Die 110. Sitzung des 'Congrès archéologique de France', die 1952 in der Westschweiz stattfand, begnügte sich mit einer Zusammenstellung der damaligen Forschungsergebnisse. Die Publikation bildete jedoch den Ausgangspunkt für René Tourniers knappe Untersuchung der künstlerischen Beziehungen zwischen der Westschweiz und der Freigrafschaft.<sup>12</sup>

Bis zu jenem Zeitpunkt hatte sich die Forschung in erster Linie mit den grossen und mittleren Bauten beschäftigt. Erst in den letzten Jahren wurde das Bild durch diverse Einzelstudien zu Kleinkirchen und die Arbeiten der archäologischen Forschung abgerundet. Daneben werden seit einiger Zeit die Grossbauten mit Hilfe modernster bauarchäologischer Methoden erneut analysiert. Die Ergebnisse all dieser Untersuchungen fasste Marcel Grandjean, dessen zahllose, minutiös recherchierte Publikationen zu historischen und kunsthistorischen Themen der Westschweiz von unschätzbarem Wert sind, bei verschiedenen Gelegenheiten in kurzen Artikeln zusammen.<sup>13</sup>

---

10 GANTNER 1947; REINHARDT 1947.

11 MORLET 1950.

12 TOURNIER 1959.

13 Zuletzt GRANDJEAN 1997.

## C. Historischer Überblick

Die mittelalterliche Geschichte der heutigen Westschweiz ist eng verquickt mit der Geschichte Burgunds.<sup>14</sup> Als wichtiges Durchgangsland war die Romandie sowohl im ersten als auch im zweiten burgundischen Königreich eine bedeutende Region. Grundherren waren im Hochmittelalter neben den Königen vor allem die Abtei St-Maurice und alsbald auch die Bischöfe der zugehörigen Diözesen. Die Anfänge der künftigen Lokaladelsgeschlechter (Herren von Grandson, Cossonay, Aubonne, Glâne, Gruyère, Neuenburg, Montagny, Estavayer usw.) sind nicht geklärt, dürften jedoch oft noch in spätrudolfingischer Zeit liegen. Keines dieser Geschlechter konnte sich allerdings als übergreifende Ordnungsmacht im territorial stark zersplitterten Land zwischen Jura und Alpen durchsetzen. Die massgebenden Kräfte kamen stets von aussen: von Norden die deutschen Herrscher aus salischem Haus und die Herzöge von Zähringen, von Westen die Grafen von Genf und von Süden diejenigen von Savoyen. Nach dem Tode Rudolfs III. (1032), des letzten Burgunderkönigs, beanspruchte der Salier Konrad II. die Herrschaft über das Burgund; das Gebiet gehörte fortan zum Deutschen Reich. Die neuen Landesherren waren allerdings nur selten vor Ort. So konnte der lokale Adel erstarken, und nach dem Erlöschen der salischen Dynastie meldeten sich die antikaiserlichen Kräfte zu Wort.

Auf diese Opposition reagierte König Lothar III. 1127, indem er Herzog Konrad von Zähringen mit der Statthalterschaft im Burgund betraute. Diese Rechte, die die Zähringer nie in vollem Umfang durchsetzen konnten, beschränkte Kaiser Friedrich I. Barbarossa gegenüber Herzog Bertold IV. 1156 auf das östliche Burgund, das heisst auf die Gebiete zwischen Alpen und Jura. Als Entschädigung überliess Barbarossa Bertold die imperialen Rechte in den Bistümern Genf, Sitten und Lausanne. Zudem entzog er den Oberhäuptern der betroffenen Diözesen die Reichsunmittelbarkeit. Diese Umstände führten in der Folge zu zahlreichen Spannungen, da sich die Zähringer immer wieder als Herren der Westschweiz zu etablieren versuchten.

Seit dem frühen 13. Jahrhundert stiessen die Savoyer, die bereits im 12. Jahrhundert im unteren Wallis Fuss gefasst hatten, unter Graf Thomas I. auf der Nordseite des Genfersees vor und besetzten in den folgenden Jahrzehnten die

---

14 Zur mittelalterlichen Geschichte der Westschweiz liegt kein zusammenfassender Überblick vor. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf PARAVICINI BAGLIANI 1997 (zahlreiche allg. Informationen und ausführliche Bibliografie); BINZ 1974 (Kt. Genf); GALLAND 1973 (Kt. Waadt); LADNER 1981 (Kt. Freiburg); LIEBESKIND 1971 (Kt. Wallis); QUADRONI/SCHEURER/DE TRIBOLET/ZOSSO 1989 (Kt. Neuenburg). Zur Kirchengeschichte auch die ausführlichen Bände der Reihe "Helvetia sacra" (HS).



Region Genf und grosse Teile der Waadt. Da die Herrschaftsrechte der Romandie in dieser Zeit auf zahllose, untereinander kaum organisierte Adelsfamilien aufgeteilt waren, konnten sich die Savoyer fast ohne kriegerische Massnahmen als neue Herren etablieren. Vor allem unter Peter II. wurde die Administration des neuen Herrschaftsgebietes reorganisiert und in der Waadt eine Vogtei eingerichtet. Nördlich des Neuenburgersees hatten die Savoyer kaum Einfluss, denn hier regierten seit dem frühen 12. Jahrhundert die Herren und späteren Grafen von Neuenburg, im Jura schon seit dem 11. Jahrhundert die Bischöfe von Basel. Im Osten leisteten die Kiburger den Savoyern nach dem Aussterben der Zähringer (1218) vorerst wenig Widerstand. Ihre Nachfolger, die Habsburger unter König Rudolf I., erkannten jedoch die Bedeutung der nordöstlichen Romandie im Kampf gegen die savoyische Expansionspolitik und drängten den Gegner ausgehend von Freiburg so weit wie möglich zurück.

Kirchenrechtlich partizipierte die Romandie im hier behandelten Zeitraum an fünf Bistümern, die teilweise weit über die heutige Westschweiz und die aktuellen Landesgrenzen hinausgingen. Der grösste Teil des Gebietes gehörte zum Bistum Lausanne, das im Süden durch den Genfersee und die Berner Alpen, im Westen durch den Jura und im Osten durch die Aare begrenzt war. Auf der Nordseite des Genfersees waren allerdings die Gebiete westlich der Aubonne der Diözese Genf zugeordnet, die darüber hinaus weite Teile des nördlichen Savoyen umfasste. Der heutige Kanton Jura gehörte mit Ausnahme der Ajoie, die dem Bistum Besançon unterstand, zur Diözese Basel. Das Bistum Sitten entsprach in etwa dem heutigen Kanton Wallis, wobei der französischsprachige Teil ein eigenes Dekanat bildete. Die Diözesen der Romandie waren verschiedenen Metropolen unterstellt. Lausanne und Basel waren Suffragane des Erzbistums Besançon, Genf unterstand Vienne und Sitten war Moutiers-en-Tarantaise unterstellt. Die westschweizerischen Bischöfe waren, wie im Mittelalter üblich, nicht nur geistliche Oberhäupter, sondern auch Grundherren. Als solche waren sie Lehnsherren und mussten ihren Besitz immer wieder gegen die Angriffe benachbarter Potentaten verteidigen. Dies waren vor allem die Grafen von Genf und Savoyen und die Herzöge von Zähringen, gelegentlich auch der lokale Niederadel. Als Kirchenführer und Grossgrundbesitzer hatten die Bischöfe der Romandie bald politischen Einfluss. Sie stammten meist aus bekannten Adelsfamilien und wirkten oft als Berater von Königen und Kaisern. Im Laufe der Zeit erlangten sie von ihren Souveränen den Grafentitel, die Reichsunmittelbarkeit sowie grosszügige Regalien und transformierten ihre weltlichen Territorien in eine Art Kleinstaaten.

Neben den Bischöfen bildeten zahlreiche Klöster und Priorate in der Romandie die zweite klerikale Kraft. Nach den grossen frühmittelalterlichen Grün-

dungen (St-Maurice, Romainmôtier, Moutier-Grandval usw.) und der Ansiedlung der Cluniazenser im 10. und 11. Jahrhundert (Romainmôtier, Payerne, Rougemont usw.), kam es im 2. Viertel des 12. Jahrhunderts zu einer Niederlassungswelle von Reformorden aus dem Westen. Unter diesen waren vor allem die Zisterzienser (Bonmont, Altenryf, Hautcrêt, Montheron) und Prämonstratenser (Lac de Joux, Humilimont, Bellelay, Fontaine-André), in geringerem Masse auch die Kartäuser (Oujon) von Bedeutung. Ihnen folgten im Zuge der nächsten monastischen Reform im zweiten und dritten Drittel des 13. Jahrhunderts die Bettelorden der Franziskaner (Genf, Nyon, Lausanne, Grandson, Freiburg), Dominikaner (Genf, Lausanne) und Augustiner-Eremiten (Freiburg, Vevey), die einerseits vom Burgund, andererseits vom Oberrhein herkamen. Durch Schenkungen und Käufe entwickelten sich auch die niedergelassenen Orden im Laufe der Zeit zu immer einflussreicheren Grundherren.

Die Bedeutung der Romandie bestand seit jeher in ihrer Funktion als militärisch und wirtschaftlich wichtigem Durchgangsland. Zwei grosse Transitachsen überwandern die natürlichen Barrieren der Alpen und des Jura. Sie kreuzten sich nördlich des Genfersees und machten die Region Vevey-Lausanne-Moudon zu einem internationalen Verkehrsknotenpunkt. Die bis ins ausgehende 13. Jahrhundert wichtigere Achse verband Oberitalien mit dem transjuranischen Burgund. Sie führte durch das Aostatal über den Grossen St. Bernhard nach Lausanne und Orbe, um bei Jougne die Jurahöhen zu überwinden und nach Besançon zu gelangen. Die andere verband das französische Rhonetal mit dem Oberrhein und führte von Lyon durch den Juradurchbruch der Rhone bei Bellegarde nach Genf und Lausanne, um über Avenches und Solothurn durch die Balsthaler Klus Basel zu erreichen.

Entlang dieser Routen existierten schon in römischer Zeit Niederlassungen, die als Etappenorte dienten und den Verkehr kontrollierten. Wie wichtig noch im 13. Jahrhundert die Lage an einem dieser Verkehrswege selbst für kleinste Siedlungen sein konnte, zeigt das Beispiel von Villeneuve. Im Zuge der savoyischen Expansion auf der Nordseite des Genfersees erhielt der bis anhin unscheinbare Ort 1214 von Graf Thomas I. das Stadtrecht und erlangte als Zollposten und Stützpunkt der savoyischen Genfersee-Flotte eine unerwartete wirtschaftliche und politische Bedeutung, die sich umgehend auch in neuen Sakralbauten manifestierte.

### III. Die grossen Kathedralen und ihre unmittelbare Nachfolge

#### A. Die Kathedrale von Lausanne

Eine Abhandlung über die früh- und hochgotische Sakralarchitektur in der westlichen Schweiz muss ihren Anfang zwangsläufig in der Kathedrale von Lausanne nehmen, die gleichzeitig Ausgangs- und Höhepunkt der Gotik in der Romandie darstellt. In keinem anderer Bauwerk der Region wurden die gotischen Prinzipien sowohl in ästhetischer als auch in technischer Hinsicht dermassen überzeugend ausgeführt. So überrascht es nicht, dass kein anderes Bauwerk der gotischen Architektur der Westschweiz mehr Anregungen gegeben hat als die Lausanner Bischofskirche. Darüber hinaus ist die waadtländische Kathedrale für diese Zeit von internationaler Bedeutung, war sie doch – was von der bisherigen Forschung meist übersehen wurde – der erste gotische Bau auf Reichsgebiet und einer der frühesten ausserhalb Frankreichs.<sup>1</sup>

#### I. Historischer Kontext

Der Bau der Kathedrale von Lausanne fiel in eine Zeit, in der das Bistum seine Besitztümer gegen verschiedene Aggressoren verteidigen musste.<sup>2</sup> Nachdem die Lausanner Bischöfe von den Rudolfingern schon im späten 10. Jahrhundert sämtliche Rechte über die Stadt und deren nähere Umgebung erhalten hatten, bekamen sie von ihnen 1011 die Grafenrechte über das Waadtland. Die wichtigsten Vasallen der Bischöfe waren die Grafen von Genf, gegen deren territoriale Übergriffe sich die Diözese schon bald zur Wehr setzen musste. So hatte etwa Amadeus von Clermont (1145–1159), in dessen Amtszeit wahrscheinlich das erste Neubauprojekt der Kathedrale unternommen wurde, in Lausanne den Abbruch

---

1 Bisher einzig KLEIN 1998, 103–104; VON WINTERFELD 2004, 139. Zu den frühesten gotischen Bauten auf Reichsgebiet gehört mit Lausanne auch die nach einem Brand von 1185 errichtete, 1794–1827 zerstörte Kathedrale von Lüttich.

2 Zur Bistumsgeschichte MOREROD 2000.

eines Schlosses von Graf Amadeus von Genf zu erwirken, der bereits in den 1120er Jahren den bischöflichen Besitz in Lucens und Moudon bedroht hatte.

Weitere Gefahr drohte von Seiten der Herzöge von Zähringen. Als Gegenleistung für die zurückgenommenen Rektoratsrechte im westlichen Burgund überliess nämlich Kaiser Friedrich I. 1156 dem Zähringerherzog Bertold IV. unter anderem die imperialen Verwaltungsrechte und die Investitur der Regalien für das Bistum Lausanne. Gleichzeitig hob der Kaiser die Reichsunmittelbarkeit der Bischöfe auf, die diese seit dem 11. Jahrhundert innegehabt hatten. Obwohl Bertold die Integrität der Diözese vordergründig nicht antastete, schädeten er und sein Nachfolger Bertold V. den bischöflichen Interessen durch verschiedene Stadtgründungen und die Schaffung neuer Verkehrsachsen. So wurden dem Bistum beispielsweise durch die Gründung von Freiburg (1157) Markt- und Zollregalien entzogen, da der Zähringerherzog seine Stadt mit grosszügigen Rechten ausgestattet hatte. Nachdem sich Bertold IV. mit Graf Amadeus von Genf bezüglich der Machtansprüche in Genf und Lausanne geeinigt hatte, herrschte in der Diözese Lausanne eine friedliche Zeit, die Bischof Landri von Durnes (gg. 1160–1178) zur Befestigung der diözesanen Ländereien nutzte. Kirchenpolitisch wurde sein Episkopat allerdings von den Unruhen des Schismas überschattet. Da der Lausanner Bischofssitz nicht nur dem Papst, sondern auch dem Kaiser unterstellt war, sah sich Landri in diesem Konflikt offensichtlich veranlasst, auf beide Parteien Rücksicht zu nehmen. Dies interpretierte Papst Alexander III. am Ende des Schismas als Untreue. Landri musste deshalb sein Amt Roger von Vico Pisano (1178–1212), einem Vertrauten des Papstes, überlassen.

Roger von Vico Pisano, dessen Amtszeit von zahlreichen Konflikten geprägt war, forderte 1179 vergeblich von Kaiser Friedrich I. die an Bertold verliehenen Rechte zurück. Er wurde aber vom Kaiser 1186 gegen Graf Wilhelm I. von Genf unterstützt, mit dem Roger bis 1195 in zähe Auseinandersetzungen verwickelt war. Neben einem Kompetenzkonflikt mit dem Kapitel sowie Kriegen gegen die Grafen von Greyerz begannen bereits im ausgehenden 12. Jahrhundert die Schwierigkeiten mit Graf Thomas von Savoyen, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts mit der Zerstörung der 'Tour de Rive' in Ouchy einen ersten Höhepunkt erreichten. In der Folge setzten sich die Savoyer im Waadtland gegen die Zähringer durch und stellten vor allem nach dem Vertrag von Burier im Jahre 1219, bei dem Bischof Bertold von Neuenburg (1212–1220) die Lehensrechte über Moudon an Thomas von Savoyen abtreten musste, bis ins 16. Jahrhundert eine ständige Gefahr für die bischöflichen Besitzungen dar. Die Savoyer versuchten zudem durch das Bekleiden kirchlicher Ämter in die diözesanen Angelegenheiten einzugreifen und so ihre Macht zu konsolidieren. Thomas war Mitglied des Lausanner Kapitels, sein Sohn Peter II. von Savoyen übernahm während der

Sedesvakanz von 1229 bis 1231 gar die Administration des Bistums. Der von Papst Gregor IX. eingesetzte Bischof Bonifaz von Brüssel (1231–1239) war in der Folge mit den chaotischen Zuständen in der Diözese überfordert. Nach seinem Rücktritt versuchten die Savoyer die instabile Situation auszunutzen und forderten den Bischofssitz für Philipp von Savoyen, einen weiteren Sohn von Thomas. Obwohl die Wahl Philipps nicht zustande kam, war der an seiner Stelle gewählte Johann von Cossonay (1240–1273) gezwungen, den Savoyern zahlreiche Konzessionen zu machen.

Im ausgehenden 13. Jahrhundert stellten sich auch die Bürger von Lausanne gegen den Bischof, den sie bisher mehr oder weniger unterstützt hatten. Nachdem ihnen Johann von Cossonay kurz vor seinem Tod verschiedene früher gewährte Privilegien wieder entzogen hatte, erhoben sie sich mit der Unterstützung Graf Philipps von Savoyen gegen Bischof Wilhelm von Champvent (1273–1301), den Nachfolger Johanns. Mit Hilfe König Rudolfs von Habsburg, des langjährigen Feindes der Savoyer, konnte sich jedoch der Bischof vorläufig gegen die Bürger durchsetzen.

## 2. Baugeschichte

### *Forschungsstand zur Baugeschichte und erstes Projekt*

All diesen Konflikten zum Trotz entstand im ausgehenden 12. und frühen 13. Jahrhundert in Lausanne ein Bauwerk, das für die Verbreitung der gotischen Architektur in der Westschweiz von grosser Bedeutung war. Die heutigen Kenntnisse zur Baugeschichte basieren hauptsächlich auf den Untersuchungen von Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc, der 1872 als Erster eine Einteilung in Bauetappen vornahm, und Adrien Bovy, der Viollet-le-Ducs Resultate 1944 präziserte und anhand von Quellen datierte. Diese Ergebnisse wurden von Marcel Grandjean in den 1960er und 70er Jahren überarbeitet und teilweise korrigiert. Zur Zeit ist unter der Leitung von Werner Stöckli eine umfassende bauarchäologische Untersuchung der Kathedrale im Gange, deren provisorisch publizierte Resultate eine Klärung der relativen Bauchronologie, eine Neudatierung des Baubeginns und den Versuch einer absoluten Feindatierung auf statistischer Basis beinhalten.<sup>3</sup> Im Überblick präsentiert sich die Baugeschichte fol-

3 VIOLLET-LE-DUC 1872; BACH/BLONDEL/BOVY 1944, 393–429; GRANDJEAN 1975/1; STÖCKLI 1998; STÖCKLI 2004. Für einen Abriss der Forschungsgeschichte bis etwa 1990 KLEIN 1993. Die als Arbeitshypothese etablierte jahrgenaue Datierung von STÖCKLI 1998, 18–20 basiert auf Grandjeans Grobdatierung der gotischen Etappen (1190/1192–1235) und auf statistischen Werten wie durchschnittliche Masse des jährlich verbauten Steinmaterials, durchschnittliche Lebensdauer der Steinmetzen usw.

gendermassen: Nach einem nur in Ansätzen verwirklichten Projekt errichtete man in einer romanischen Bauetappe die Chorumgangsmauer. In einer ersten gotischen Etappe folgten der Chor, das Querhaus und die ersten beiden Doppeljoche des Langhauses. In einer zweiten gotischen Etappe baute man das dritte Doppeljoch und den Westbau, der allerdings erst nach einer längeren Unterbrechung vollendet wurde.

Die frühesten, wahrscheinlich unter Amadeus von Clermont in Angriff genommenen Baumassnahmen sahen für den Chor einen anderen Grundriss vor. François Maurer-Kuhn interpretierte 1971 die bereits 1909 bis 1910 ergrabenen, bisher als Stützmauern gedeuteten Fundamente im Bereich der heutigen Chorumgangsmauer als ein aufgegebenes Projekt, das einen Umgangschor mit ununterbrochenem Kapellenkranz vorsah.<sup>4</sup> Er brachte dieses Projekt mit einer Gruppe von teils ergrabenen, teils im heutigen Chorumgang wiederverwendeten Kapitellen in Verbindung und datierte es auf Grund des Skulpturenstils in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Da die fraglichen Kapitelle laut Eliane Vergnolle vor ihrer heutigen Verwendung niemals verbaut waren,<sup>5</sup> dürfte die Ausführung des ersten Projekts nicht allzu weit über die Fundamente hinaus gekommen sein.

### *Romanische Bauetappe*

Nach einer längeren Unterbrechung wurden die Arbeiten wieder aufgenommen, wobei der begonnene Bau nicht weitergeführt, sondern bis auf die Fundamente abgerissen wurde, um einen neuen Plan mit einer einzelnen Umgangskapelle in Angriff zu nehmen. Es handelt sich dabei um die erste Bauetappe der heutigen Kathedrale, die die Chorumgangsmauer mit Ausnahme der Anschlussjoche ans Querhaus umfasst und stilistisch noch der Romanik verpflichtet ist.<sup>6</sup> Bis vor kurzem herrschte die Meinung, dass der begonnene Bau 1173 soweit vorangeschritten war, dass man die Reliquien auslagern musste, um die alte Kathedrale aus der Zeit um 1000 abreißen und den Neubau fortsetzen zu können.<sup>7</sup> Das Datum für die Translation errechnete man aus einem Eintrag im Kapitelschar-

---

Da diese Resultate nicht mit den urkundlich gesicherten historischen Gegebenheiten, der architekturhistorischen Entwicklung und technischen Fragen wie Bearbeitungsgrad des Steinmaterials, bautechnische Fortschritte u. ä. konfrontiert wurden, bleiben sie ihrer scheinbaren Genauigkeit zum Trotz approximativen Charakters.

- 4 MAURER-KUHN 1971, 221–222. Zur älteren Interpretation BACH/BLONDEL/BOVY 1944, 10, 47–48.
- 5 VERGNOLLE 2004, 78.
- 6 Die These von GRANDJEAN 1975/1, 76, die innere Wandschicht inklusive Wandpfeiler sei dem Chorumgang nachträglich vorgelegt worden, hat SALET 1977, 29 mit Recht zurückgewiesen.
- 7 Erstmals DUPRAZ 1907, 30. Zum Vorgängerbau JATON 1993.

tular des Lausanner Propstes Cono von Estavayer (1202–1243/1244), der 1232 festhielt, die Reliquien seien nach 59 Jahren in die Kathedrale zurückgebracht worden.<sup>8</sup> Stöckli hat dieser Datierung jüngst widersprochen, weil die Chorumgangsmauer der romanischen und die westlichen Vierungspfeiler der ersten gotischen Bauphase ein identisches Steinmetzzeichen aufweisen. Er schloss daraus, die romanische Etappe sei kaum vor 1180 in Angriff genommen worden, denn ein mittelalterlicher Steinmetz habe durchschnittlich nicht länger als zwanzig Jahre gearbeitet.<sup>9</sup> Da man nachweisen konnte, dass Cono beim Verfassen des Chartulars gelegentlich Fehler betreffend der Daten und Zahlen unterlaufen sind,<sup>10</sup> darf auch das Datum der Reliquientranslation grundsätzlich in Frage gestellt werden. Allerdings ging Stöckli bei der Neudatierung von einem Baubeginn der nachfolgenden Etappe um 1190 aus. Da jedoch diese, wie noch gezeigt werden soll, auch zehn Jahre früher angesetzt haben könnte, ist eine Entstehung der Chorumgangsmauer sowohl um 1170 als auch um 1180 plausibel. Gesichert ist lediglich, dass der Bau unter Landri von Durnes keine grossen Fortschritte machte. Zwar berichtete Cono, Landri habe für die Kirche viel Gutes getan.<sup>11</sup> Man wird dies jedoch nicht als Baueifer im Zusammenhang mit der Kathedrale auszulegen haben,<sup>12</sup> sondern muss darin wohl die zahlreichen Unternehmungen des Diözesanoberhauptes zur Befestigung der bischöflichen Güter sehen.

### *Erste gotische Bauetappe*

Erst während der Amtszeit Rogers von Vico Pisano scheint der Bau wesentlich vorangekommen zu sein. Ein neuer Architekt bestimmte dabei das Konzept für den Grund- und Aufriss, das bis zur Vollendung der Kathedrale Gültigkeit behalten sollte. Zudem war er für den Wechsel von romanischen zu gotischen Bauformen verantwortlich. Als erstes legte man die Fundamente bis ins dritte Doppeljoch des Langhauses. Ergrabene Grundmauern für einen nicht ausgeführten Strebepfeiler und einen Wandpfeiler im Bereich der heutigen Nordquerhaustüre sowie ein Pfeilerfundament in der Mitte zwischen den beiden Nordquerhausjochen deuten darauf hin, dass man zunächst den Plan hegte, die Kapellen im ersten Geschoss der Querhaustürme in Form einer Empore gegen Westen weiterzuführen.<sup>13</sup> Nach der Fundamentierung setzte man die Arbeiten am aufgehenden Mauerwerk fort und errichtete die westlichen Joche der Chor-

8 ROTH 1948, 643, Nr. 804.

9 STÖCKLI 1998, 19.

10 MOREROD/PASCHE 2004, 15.

11 ROTH 1948, 39, Nr. 16x.

12 So BLASER 1918, 19.

13 STÖCKLI 1975, 16.

umgangsmauer (unter Verwendung von Material aus der romanischen Etappe), den Binnenchor, das Querhaus mit der Vierungslaterne und den Chorflankentürmen sowie die beiden ersten Doppeljoche des Langhauses. Mit Ausnahme des zweiten Doppeljoches, das nur bis zum Fusspunkt des Obergadens hochgezogen wurde, versah man die bestehenden Bauteile bereits mit Gewölben. Das 'Portail Peint', dessen Vorhalle sich an die Südseite des dritten Seitenschiffjochs anschliesst, entstand entgegen bisheriger Annahme nicht am Schluss dieser Bauetappe. Es wurde nachträglich in die bereits bestehende Mauer eingebrochen und ersetzte dort ein kleineres Portal.<sup>14</sup> Das neue Portal und seine Vorhalle scheinen von einem eigenen Bautrupps errichtet worden zu sein und bilden mit ihrer Bauskulptur das stilistische Bindeglied zwischen den beiden gotischen Etappen.<sup>15</sup>

Der Beginn der ersten gotischen Bauetappe ist nicht mit Sicherheit zu datieren, dürfte aber in den Jahren zwischen 1180 und 1190 liegen. Die beiden Hauptinspirationsquellen des unbekanntens Baumeisters der Ostteile, die Kathedralen von Canterbury und Laon, waren zu Beginn der 1180er Jahre soweit gediehen, dass sie als Vorbilder dienen konnten.<sup>16</sup> In derselben Zeit erscheinen in der gotischen Architektur auch die Knospenkapitelle, die nun in Lausanne an die Stelle

14 STÖCKLI 2004, 50–59. Für die ältere Forschung GRANDJEAN 1975/1, 105.

15 Das Bogenprofil der seitlichen Vorhallenarkaden zeigt mit einem dicken Wulst zwischen zwei Rundstäben einen Typus, der erst in der letzten Phase der ersten gotischen Bauetappe auftaucht (Arkaden im Giebel des Südquerhauses). Das Mandelstabprofil kommt nur an den Rippen des Südportals und des Vierungsturms vor. Die lebhaften, naturalistischen Portalkapitelle bilden den Höhepunkt der detailfreudigen Kapitellplastik der Ostteile, die im Westen spröder und summarischer ist. Während am Portal die Astragalform und die gelappte Ausbildung der Kalathoslippe mit den spätesten Kapitellen der ersten gotischen Bauetappe übereinstimmt, zeigen die Deckplatten mit ihrer starken Unterkehlung bereits den Typus der nächsten Phase. Dieser kommt in den Ostteilen abgesehen von wenigen Ausnahmen im Bereich der oberen Querhauskapellen nur dort vor, wo die Deckplatten durch das verkröpfte Gesims gebildet werden.

Die seitlichen Arkaden der Vorhalle wurden wahrscheinlich noch im 13. Jh. vermauert und erst um 1880 wieder geöffnet (STÖCKLI 2004, 58–59).

16 Zu den Ostteilen von Canterbury DRUFFNER 1994; ergänzend DRAPER 1997: 1175–1178 Mönchschor, Presbyterium und Teile des östlichen Querhauses, 1179–1184 Vollendung des Querhauses, 'Trinity Chapel', und Rohbau der 'Corona'. Zu Laon CLARK/KING 1983/1987: 1155/1160–1180/1185 Chor, Querhaus und östliche Teile des Langhauses, 1180/1185–1195/1200 Vollendung des Langhauses und Westfassade, 1205–1220 Chor Neubau. Alain Saint-Denis geht neuerdings davon aus, dass die Kathedrale von Laon um 1180 in ihren wesentlichen Teilen bereits vollendet gewesen sei (SAINT-DENIS/PLOUVIER/SOUCHON 2002, 94–102).



der romanischen Blatt- und Rankenkapitelle treten. In den Quellen wird der Kirchenbau allerdings erst durch einen Konflikt in den 1190er Jahren fassbar.<sup>17</sup> Bei dieser Auseinandersetzung handelt es sich um einen Kompetenzstreit zwischen dem Kapitel, das sich zunehmend von der bischöflichen Oberaufsicht befreien wollte, und dem autoritär regierenden Roger, der von Papst Alexander III. nach dem Schisma eigens zur Reorganisation der Diözese eingesetzt worden war. Der Schiedsspruch von 1197 belegt Bauarbeiten an der Kathedrale.<sup>18</sup> Dem Bischof wird darin nämlich vorgeworfen, er habe "contra canones de lapidibus ecclesie et materia sancta" für den Bau eines Privathauses verwendet.<sup>19</sup> Darüber hinaus werden für den Kathedralbau bestimmte Oblationen und ein Fabrikverwalter erwähnt. Da sich Roger dem Schiedsspruch nicht unterwarf, erfolgten bis 1198 zwei weitere päpstliche Untersuchungen, bevor sich die Lage gegen 1200 wieder beruhigte. Neben diesem internen Konflikt werden im Urteil von 1197 auch aussenpolitische Auseinandersetzungen angesprochen. Nach dem Tode Barbarossas im Jahre 1190 wollten die transjuranischen Herren Burgunds Bertold von Zähringen nicht mehr als Rektor anerkennen. Roger von Vico Pisano stellte sich in diesem Rechtsstreit im Gegensatz zur Stadt Lausanne gegen den Zähringerherzog. Dies führte dazu, dass der Bischof in der Kathedrale zeitweise keine Messen mehr lesen konnte und die Stadt schliesslich verlassen musste, während die Kanoniker die Kathedrale befestigten, weil sie eine kriegerische Auseinandersetzung befürchteten.<sup>20</sup>

Die Wiederaufnahme der Bautätigkeit um 1180/1190 und das zügige Vorankommen der Arbeiten in den nächsten Jahrzehnten dürfte in der Übernahme der Bauherrschaft durch das Kapitel begründet sein. Seit dem mittleren 12. Jahrhundert befreite sich die Kanonikergemeinschaft zusehends von der Herrschaft des Diözesanoberhauptes.<sup>21</sup> Aus dem Schiedsspruch von 1197 geht hervor, dass der Bischof die vollständige Kontrolle über die Kathedralfabrik bereits verloren hatte. Er beklagte nämlich, Henricus Albus, der seit 1180 als Lausanner Kanoniker fassbar ist und als Sakristan das Amt des Fabrikverwalters ('magister operis') innehatte, habe Steinmetzen entlassen. Spätestens im frühen 13. Jahrhundert war das Kapitel, wie es für diese Zeit üblich war, allein für den Kathedralbau verantwortlich. Es besetzte unter anderem das Amt des Bauverwalters und das Fabrik-

17 Zu diesem Konflikt REYMOND 1907.

18 Der Schiedsspruch wurde von MOREROD 2000, 184 entgegen der früheren Forschung nicht mehr gegen 1192, sondern ins Jahr 1197 datiert.

19 Zitiert nach REYMOND 1907, 108.

20 MOREROD 2000, 407 ging davon aus, dass die erwähnte "incastellatio" der Kathedrale die Errichtung des Westbaus betrifft. Dieser gehört jedoch eindeutig zur zweiten gotischen Bautappe (vgl. S. 28–29).

21 MOREROD 2000, 477–481.

amt mit von ihm gewählten Kanonikern, kümmerte sich um den nötigen Baugrund und organisierte die Finanzierung der Bauarbeiten.<sup>22</sup> Wie Grandjean bereits vermutete, dürfte deshalb das Kapitel und nicht der Bischof für die Anstellung des neuen Architekten und damit für den Umschwung zum eigentlich gotischen Baukonzept verantwortlich gewesen sein.<sup>23</sup> So erstaunt es nicht, wenn im Gegensatz zur Kathedrale von Genf die Herkunft der Bischöfe für die formale Gestaltung der Kathedrale keine Rolle gespielt hat.

Das Ende der ersten und der Beginn der zweiten gotischen Bauetappe sind wegen der komplexen Quellenlage schwierig zu datieren.<sup>24</sup> Ein sicherer 'terminus ante' besteht für das Sanktuarium, da 1212 "ante maius altare" und in den folgenden Jahren sehr häufig "in choro" geaktet wurde.<sup>25</sup> Ab 1219 sind auch im Schiff Aktungen nachgewiesen.<sup>26</sup> Die Kirche war also zu diesem Zeitpunkt mindestens bis und mit dem ersten Doppeljoch eingewölbt. Schwieriger ist die Interpretation von zwei Dokumenten, die 1204 und 1220 Aktungen "in vestibulo Lausanensi" belegen.<sup>27</sup> Einerseits wurde der Begriff 'vestibulum' vieldeutig verwendet (Vorhof, Vorhalle, Eingang, gelegentlich Sakristei), andererseits ist unklar, ob er sich überhaupt auf die Kathedrale bezieht. Dass gar 1204 der vorläufig stehen gebliebene ottonische und 1220 der aktuelle Westtrakt gemeint waren,<sup>28</sup> ist aus baugeschichtlichen Gründen auszuschliessen. Der archäologisch nachgewiesene Westbau der Heinrichskathedrale, der im Bereich des zweiten Doppeljochs stand, musste abgerissen werden, als der erste gotische Baumeister um 1180/1190 bis ins dritte Doppeljoch die Fundamente legte.<sup>29</sup> Was den heutigen Westbau betrifft, entstand dieser erst im fortgeschrittenen Stadium der zweiten

22 SCHÖLLER 1989, 193, 215–216, 239, 306, 315; zum Baugrund auch ROTH 1948, 482, Nr. 576, 490, Nr. 588.

23 GRANDJEAN 1963, 274–275.

24 Die Angaben Marcel Grandjeans sind in diesem Punkt widersprüchlich. Einerseits nahm er an, das Südportal sei als letztes Element der zweiten Bauetappe zwischen 1216 und 1220 entstanden (GRANDJEAN 1975/1, 105), andererseits hielt er ein Ende dieser Etappe um 1210 für möglich (ibid., 110). Den Beginn der zweiten gotischen Phase hielt er noch um 1220 für möglich (ibid., 76–77), obwohl er das 1216 in den Quellen erwähnte "magnus portale" als das Westportal bzw. die 'Grande Travée' betrachtete (ibid., 105, 125), die beide zur zweiten gotischen Bauphase gehören.

25 ROTH 1948, 150, Nr. 132.

26 ROTH 1948, 387–388, Nr. 448.

27 ROTH 1948, 143, Nr. 121; DE GINGINS-LA-SARRAZ/FOREL 1846, 31–32, Nr. 15.

28 So BACH/BLONDEL/BOVY 1944, 426 (für 1204); MOREROD 2000, 214 (für 1220).

29 Zur Fundamentierung STÖCKLI 1998, 17; zum ehem. Westbau BACH/BLONDEL/BOVY 1944, 40–41.

gotischen Bauetappe und existierte 1220 bestenfalls in Ansätzen.<sup>30</sup> Dementsprechend kann es sich auch beim 1216 erwähnten "magnum portale" nicht um das Westportal beziehungsweise die 'Grande Travée' handeln.<sup>31</sup> Wenig deutlich sind zudem die Quellen, die gelegentlich für eine Datierung des Südportals in die Zeit zwischen 1216 und 1220 herbeigezogen wurden.<sup>32</sup> Die Bezeichnung eines Portals mit dem Begriff "maius portale" im Jahre 1220 im Unterschied zu "magnum portale" im Jahre 1216 beweist zwar die Existenz von zwei Eingängen.<sup>33</sup> Das heisst jedoch nicht, dass 1216 neben dem genannten grossen Portal keine anderen bestanden haben, denn 1213 wurde bereits "in portali" geaktet.<sup>34</sup> Zudem ist mit dem 1220 erwähnten grösseren Portal nicht zwingend der Westeingang im Vergleich zum Südportal gemeint. 1215 und 1216 wird von Werkstätten und Verkaufsständen "iuxta campanile" berichtet, die dort toleriert sind, bis sie auf Geheiss des Kapitels "retro campanile iuxta murum" transferiert werden müssen.<sup>35</sup> Zudem erwähnt Cono 1219 eine Feuersbrunst, bei der "totam villam infra muros et Civitatem usque a monasterium et domum episcopi et campanile et campanas omnes preter tres" brannten.<sup>36</sup> Da die zwei Quellen keine präzisen Hinweise zum Standort der genannten Türme geben, stellt sich die Frage, welcher "campanile" gemeint ist, und ob beide Erwähnungen den gleichen Turm betreffen. Schliesslich muss zur Datierung der zweiten und dritten Bauetappe auch die urkundliche Nennung zweier Baumeister mitberücksichtigt werden.<sup>37</sup> Der erste Baumeister wird nur indirekt genannt, indem das Chartular zwischen 1210 und 1224 fünfmal einen "Johannes filius magistri operis" oder ähnlich verzeichnet. Während die Erwähnungen bis 1217 mit grosser Wahrscheinlichkeit den Sohn eines noch lebenden Baumeisters bezeichnen, könnte der letzte Eintrag aus dem Jahre 1224 den zu diesem Zeitpunkt bereits verstorbenen Meister betreffen. Die Quellen, die zwischen 1227 und 1318 einen "Johannes magister operis lausannensis" oder ähnlich nennen, bezeichnen hingegen bereits einen nächsten Baumeister. Dieser erscheint 'post mortem' einmal mit seinem vollen Namen – Johannes Cotereel – und muss zwischen 1236 und 1268 gestorben sein. Es ist durchaus möglich, dass Cotereel bereits vor seiner ersten Erwähnung Werkmeister der Lausanner Kathedrale war. Bei den fraglichen Dokumenten handelt es sich nämlich stets um Rechtsurkunden, die vom Kathedralbau unab-

30 STÖCKLI 1998, 20.

31 So GRANDJEAN 1975/1, 105; idem 1975/2, 194.

32 GRANDJEAN 1975/1, 105.

33 ROTH 1948, 533, Nr. 658, 277, Nr. 311.

34 ROTH 1948, 480, Nr. 572.

35 Zitiert nach ROTH 1948, 482, Nr. 576, 490, Nr. 588.

36 Zitiert nach ROTH 1948, 517, Nr. 635.

37 Zu den Baumeistern GRANDJEAN 1963, 274–284.

hängig sind, und in denen Cotereel nur zur genaueren Identifizierung als Baumeister bezeichnet wird.

Da es einerseits wenig wahrscheinlich ist, dass der bis mindestens 1217 tätige 'magister operis' der Baumeister der zweiten gotischen Bauphase war und andererseits 1219 im Langhaus bereits geaktet wurde, ist der Übergang zwischen den beiden gotischen Bauetappen wohl zwischen 1217 und etwa 1219 anzusetzen. Mit dem 1215/1216 genannten Glockenturm kann deshalb nicht die 'Tour du Beffroi' der heutigen Kathedrale gemeint sein, denn diese entstand erst am Schluss der zweiten gotischen Etappe. Beim mehrfach erwähnten "campanile" muss es sich folglich um einen der Querhaustürme oder um einen heute nicht mehr fassbaren Glockenturm handeln. Die erste gotische Bauphase ist also mit grosser Wahrscheinlichkeit zwischen 1180/1190 und 1217/1219 zu datieren.

#### *Zweite gotische Bauetappe und Vollendung des mittelalterlichen Baus*

Unter einem neuen Architekten wurde nach 1217/1219 die Vollendung der Kathedrale in ihren wesentlichen Teilen in Angriff genommen. Dabei erfolgte eine Konzeptänderung, deren deutlichstes Indiz der Wechsel vom sechs- zum vierteiligen Gewölbe im Langhaus ist (Abb. 10). Der Stützenwechsel, den der Baumeister der vorangegangenen Etappe eingeführt hatte, wurde in den neuen Plan integriert. Da die bereits konstruierten schwachen Pfeiler des zweiten Doppeljochs (F/F') durch den Wechsel im Gewölbe nun nicht mehr wie vorgesehen eine einzelne Rippe, sondern zwei Kreuzrippen und einen Gurtbogen aufnehmen mussten, wurden sie zum Mittelschiff hin mit je einem dicken Dienst verstärkt. Diese Baumassnahme erforderte die Verstärkung der Fundamente durch Einfügen einer Quermauer zwischen den Pfeilern. Weitere Kennzeichen dieser Etappe sind die mit Halbscheiben dekorierten Bogenanfänger, die eingetieften Dreipässe in den Triforiumszwickeln, das Auseinandergehen der Gurtbogenprofilierung im Bereich der Kämpfer, die kräftig artikulierte Birnstäbe, die gelegentlich auftauchenden runden Dienstbasen und die trockenere Ausführung der Kapitelle. Anhand dieser Merkmale kann man dieser Bauphase die Wölbung des zweiten Doppeljochs sowie die vollständige Errichtung des dritten Doppeljochs und der so genannten 'Grande Travée' zuweisen. Letztere wurde dabei durch eine Mauer vom dritten Doppeljoch und durch Gewölbe auf Triforiumshöhe von den Obergeschossen abgetrennt und verband so in Form eines tunnelartigen Durchgangs die Oberstadt mit der Unterstadt.<sup>38</sup> Nicht nur die beiden Vorhallen und das Westportal, sondern auch die beiden Fassadentürme gehören

<sup>38</sup> Für eine ausführliche Beschreibung der Anlage vgl. S. 44–46.

entgegen der gelegentlich geäusserten Meinung zu dieser Bauphase.<sup>39</sup> Das Gewölbe in den Erdgeschossen der Türme,<sup>40</sup> dessen Anfänger mit dem aufgehenden Mauerwerk im Verband sind, weist nämlich die gleichen Rippenprofile auf wie die 'Grande Travée' und die östliche Vorhalle und zeigt neben den typischen Merkmalen auch Steinmetzzeichen der dritten Bauphase.

Die jüngsten bauarchäologischen Untersuchungen haben zahlreiche Indizien für einen ursprünglich vorgesehenen Turm über dem Mittelschiff der 'Grande Travée' zu Tage gefördert.<sup>41</sup> So wurden die Mauern im Bereich der Scheidbögen ab dem dritten Doppeljoch sukzessive verdickt und für die Pfeiler J/J' und K/K', über denen der geplante Turm zu stehen gekommen wäre, ein Format gewählt, das an Masse selbst die Vierungspfeiler um ein Mehrfaches übersteigt. Dieses Vorhaben, bei dem ein Turm von bis zu 100 Metern projektiert gewesen sein könnte, wurde nach dem Bau des Erdgeschosses zu Gunsten einer Doppelturmfassade aufgegeben. Auch diese Anlage wurde letztlich nur partiell verwirklicht, denn der Nordturm blieb im Ansatz stecken.

Die 1217/1219 unter Johannes Cotereel begonnene zweite gotische Bauetappe muss 1226 zumindest in den unteren Teilen vollendet gewesen sein, denn zu diesem Zeitpunkt wurde sowohl die Kathedrale als Ganzes wie auch das Westportal und der nördliche Durchgang der 'Grande Travée' erwähnt.<sup>42</sup> 1232 berichtet das Chartular von der Rückführung der "reliquie beate Marie Lausannensis [...] in monasterio suo novo".<sup>43</sup> Da 1234 vom Giessen einer grossen Glocke die Rede ist,<sup>44</sup> die wohl für die inzwischen fertiggestellte 'Tour du Beffroi' an der Westfassade bestimmt war, muss die Kathedrale in den frühen 1230er Jahren vollendet worden sein. Einzig die Fertigstellung der Westempore blieb vorläufig aus.

Nach Abschluss dieser Bauetappe kam es 1235 zu einem Stadtbrand, über dessen Ausmass an Zerstörungen in der wissenschaftlichen Literatur viel diskutiert wurde.<sup>45</sup> Das Chartular berichtet, "tota Civitas et monasterium et tectum plum-

39 BACH/BLONDEL/BOVY 1944, 412–413 und GRANDJEAN 1975/1, 156 postulierten eine Entstehung der Turmerdgeschosse in der ersten Bauetappe.

40 Im Südturm ist das Gewölbe nur noch in Ansätzen fassbar.

41 STÖCKLI 2004, 50.

42 "infra monasterium", "infra maius portale exterius per quod itur ad portam fori", "ab angulo maioris portalis per quod itur ad sanctum Marium" (zitiert nach ROTH 1948, 587, Nr. 726; zur Situierung der Örtlichkeiten GRANDJEAN 1963, 267).

43 Zitiert nach ROTH 1948, 643, Nr. 804.

44 ROTH 1948, 684, Nr. 844.

45 RAHN 1876, 363; GAUTHIER 1899, 15–16; MORLET 1950, 291 und TOURNIER 1959, 15 glaubten, nach dem Brand sei ein integraler oder zumindest partieller Neubau der Kathedrale nötig gewesen.

beum et vitree fenestre et pallia et multa alia ornamenta et omnes ecclesie et tota villa" seien verbrannt.<sup>46</sup> Die Architektur der Kathedrale dürfte allerdings keine grossen Schäden erlitten haben. Laut Quellen musste nämlich vor allem die Bedachung erneuert werden, während das Mauerwerk zwar einsturzgefährdet war, aber noch aufrecht stand.<sup>47</sup> Da nach 1236 datierende Dokumente zum Kathedralbau selten sind und nur noch den Kreuzgang betreffen, wurden die notwendigen Reparaturen wohl rasch ausgeführt.

Erst kurz vor der Weihe, die Papst Gregor X. 1275 in Anwesenheit von Rudolf von Habsburg und zahlreichen kirchlichen und weltlichen Würdenträgern vornahm,<sup>48</sup> dürften schliesslich die letzten Arbeiten an der Kathedrale des 13. Jahrhunderts erledigt worden sein. Der Grund für die lange Unterbrechung lag wohl in erster Linie in der liturgischen Nutzbarkeit der Kirche im damaligen Zustand. So verwendete man die zur Verfügung stehenden Gelder für die Ausstattung, die Kapitelsgebäude und den Kreuzgang. Die noch ausstehenden Arbeiten an der Kathedrale betrafen lediglich die Westempore, die vorerst nur provisorisch gedeckt worden war. In relativ kurzer Zeit entstanden um 1270 – für diese Datierung sprechen der Stil von Masswerken, Kapitellen und Basen, wie noch gezeigt werden soll – die beiden Gewölbe über der heutigen Empore und die Westwand mit ihrem Rayonnantfenster.

#### *Nachträgliche Veränderungen und Zusammenfassung der Baugeschichte*

Zahlreiche Umbauten und Restaurierungen haben das Erscheinungsbild der Kathedrale von Lausanne seit dem 14. Jahrhundert nachhaltig verändert.<sup>49</sup> Die wichtigsten Erneuerungen fanden in der Zeit der Bischöfe Aimo (1491–1517) und Sebastian (1517–1560) von Montfalcon statt und betrafen den Westbau. Nachdem man schon 1499 die Zerstörung der Trennmauer zwischen dem dritten Doppeljoch und der 'Grande Travée' geplant hatte, wurde 1505 nördlich des unvollendeten Westturms ein Haus abgerissen, um einen Zugang auf den Platz vor der Westfassade der Kathedrale zu schaffen (Abb. 12). Die 'Grande Travée' wurde also kurz vor 1505 ins Langhaus integriert, indem man die seitlichen Durchgänge schloss und die Mauer zwischen dem Langhaus und dem Grossen Joch sowie dessen Gewölbe auf Triforiumshöhe des Mittelschiffs entfernte. Gleichzeitig vermauerte man an der Nord- und Südseite der Westvorhalle die Durchgänge zu den Räumen im Erdgeschoss der Westtürme. Zwischen 1515 und

46 Zitiert nach ROTH 1948, 649, Nr. 805.

47 DUPRAZ 1906, 48–51; GRANDJEAN 1963, 270.

48 Zur Weihe MEYLAN 1975.

49 Zu den Umbauten und Restaurierungen seit dem 14. Jh. GRANDJEAN 1975/1, 51–70; zur Erneuerung des Westbaus auch GRANDJEAN 1975/2.

1517 begann man, den ehemaligen Westeingang mit einem Figurenportal zu maskieren, das allerdings erst nach der Reformation fertiggestellt und 1892 bis 1909 vollständig erneuert wurde. Unter den zahlreichen Restaurierungen, die die Kathedrale in der Neuzeit erlebte,<sup>50</sup> veränderte vor allem die 1873 unter Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc begonnene Gesamtrestaurierung das Aussehen des gotischen Baus.<sup>51</sup> Im Zuge dieser Arbeiten wurden unter anderem der Aufsatz des Vierungsturms und die Architektur des Südportals umgestaltet sowie der Strebebogen zwischen dem Südportal und dem Südquerhaus entfernt. Seit der Zeit Viollet-le-Ducs wurden an der Kathedrale durchgehend, wenn auch mit wechselnder Intensität, Instandhaltungs- und Restaurierungsarbeiten ausgeführt.<sup>52</sup>

Zusammenfassend ergibt sich für die Baugeschichte der Kathedrale folgendes Bild: Nach einem nur in Ansätzen verwirklichten Projekt aus der Mitte des 12. Jahrhunderts errichtete man um 1170/1180 die Chorungangsmauer, der 1180/1190 bis 1217/1219 der Binnenchor, das Querhaus und die ersten beiden Doppelloche des Langhauses folgten. In einem nächsten Schritt entstanden 1217/1219 bis 1232/1234 das dritte Doppelloch und der Westbau, der allerdings erst um 1270 vollendet wurde. Während also der Neubau der Kathedrale in den ersten vierzig Jahren nur schleppend vorankam und verschiedenen Planänderungen unterworfen war, wurde der Bau in den nächsten vierzig Jahren in seinen wichtigsten Teilen vollendet. Weitere vierzig Jahre sollten jedoch verstreichen, bis kurz vor der Weihe im Jahre 1275 auch die letzten Arbeiten ausgeführt wurden. Die wichtigsten nachträglichen Veränderungen betrafen den Westbau, den Vierungsturm und das Südportal.

50 1569–1576 'Beffroi' renoviert und dabei die Treppentürme erneuert; 1596–1597 Vierungsturm mit vier Ecktürmchen versehen; 1657 und 1674 nach Bränden Turmhelme des Vierungsturms und des 'Beffroi' umgestaltet; 1747–1749 Innenrestaurierung unter Gabriel Delagrange, der respektvoll die beschädigten Basen, Dienste, Kapitelle usw. erneuerte; 1768–1774 Aussenrestaurierung nach einem Projekt von Oberst Johann Bernhard von Sinner, wobei Strebebögen, Fenster, Südquerhausgiebel, Treppentürmchen, 'Beffroi' und 'Portail peint' restauriert, die Balustrade über dem Westportal neu geschaffen wurden; 1826–1827 unter Henri Perregaux Restaurierung des Vierungsturms, 1827 Entfernung des Lettners und Restaurierung der unteren Teile der betroffenen Pfeiler, u. a. Dienste der Pfeiler D/D' sowie Erneuerung zahlreicher Basen, Kapitelle und Säulchen im Erdgeschoss (GRANDJEAN 1975/1, 59–62).

51 Zur Restaurierung Viollet-le-Ducs SIGROS 1979.

52 Zu den jüngeren Restaurierungen zusammenfassend HUGUENIN/GRANDJEAN/CASSINA 2002, 13–15.

### 3. Beschreibung und kunsthistorische Einordnung

Die nach Südosten ausgerichtete Kathedrale von Lausanne steht mit ihren knapp 100 Metern Länge quer auf dem Hügelvorsprung der Cité (Abb. 1, 2, 4). Der massige Aussenbau wird von einer Vielzahl von Türmen dominiert, unter denen die gedrungene 'Tour du Beffroi' im Westen und der markante Vierrungsturm deutlich gegenüber den Querhaustürmen, den Treppentürmchen am Langhaus und dem Dachreiter über dem Südportal hervortreten. Durch einen komplexen Westbau gelangt man in das dreischiffige basilikale Langhaus, an das ein ausladendes zweischiffiges Querhaus und ein polygonaler Chor mit Umgang und Scheitelkapelle schliessen. Trotz bescheidener Dimensionen erscheint das Innere sehr geräumig, was auf die grosszügige Ausdehnung des Schiffs gegenüber Querhaus und Chor zurückzuführen ist.

#### *Der Chor*

Wie bereits erwähnt, sah das erste Projekt des Lausanner Kathedralneubaus einen Umgangschor mit einem durchgehenden Kranz untiefer Kapellen vor. Während sich die ununterbrochene Reihung von Radialkapellen bereits in der Romanik gelegentlich zeigt, ist sie in Verbindung mit untiefen Kapellen ein typisches Merkmal der Frühgotik im Norden von Paris.<sup>53</sup> Im Gegensatz zum additiven Raumverständnis der romanischen Architektur schliesst das neue System die einzelnen Bauteile zu einem kontinuierlichen Raumgefüge zusammen. Obwohl weit ab vom Kerngebiet der Gotik liegend, folgt also das erste Lausanner Projekt im Bautypus unmittelbar den Errungenschaften der neuen Architektur. Die Kapitelle, die man mit diesem Chorkonzept in Zusammenhang bringt, zeigen teils den Stil der nordfranzösischen Frühgotik, teils sind sie in der lokalen Tradition des Rhonetals und des Burgund verankert.<sup>54</sup>

Den heutigen Chorumgang brachte man wegen seiner halbrunden Achskapelle seit Johann Rudolf Rahn immer wieder mit den burgundischen Kathedralen von Sens, Langres und Auxerre in Verbindung.<sup>55</sup> Obwohl bei all diesen Beispielen die Scheitelkapelle heute nicht mehr existiert, hat Jacques Henriet die engsten typologischen Übereinstimmungen mit der spätestens 1160 begonnenen Kathedrale von Langres festgestellt.<sup>56</sup> Nur dort ist nämlich der Umgang polygo-

53 BONY 1983, 52. Frühgotische Beispiele in Paris (St-Martin), Noyon, St-Germer-de-Fly, St-Denis usw.

54 VERGNOLLE 2004.

55 RAHN 1876, 364.

56 HENRIET 2004, 62–63. Henriets These, die Vorbildhaftigkeit von Langres sei auf die über mehrere Zwischenstufen führenden historischen Verbindungen zwischen dem



nal – in dieser Zeit gegenüber dem herkömmlichen Rundform ein ausserordentlich moderner Zug – und nur dort besteht die Möglichkeit einer einfachen, halbrunden Achskapelle wie in Lausanne. Mit Langres vergleichbar sind auch die Pilaster, die den Kapelleneingang rahmen und deren Kanneluren mit Pfeifen bestückt sind. Dagegen können die Vorbilder für die Rundbogenblende und das friesartige Gesims auf Grund der weiten Verbreitung dieser Motive in burgundischen – aber auch rhodanischen – Bauten des 12. Jahrhunderts nur allgemein bestimmt werden. Auch die Wandpfeiler mit ihren sieben Diensten sowie deren Kapitelle gehen nicht auf Langres zurück, sondern haben ihre nächsten Verwandten in der frühgotischen Architektur der Île-de-France aus der Zeit zwischen 1150 und 1170.<sup>57</sup>

Während der Chorumgang noch in manchem der romanischen Tradition verbunden ist, tritt im Sanktuarium (Abb. 6) die gotische Ästhetik vollständig zu Tage. Über einem querrechteckigen Joch und einem siebenteiligen Polygon zeigt sich ein dreizoniger Aufriss, der von einem mehrfach retardierten, im Obergaden kulminierenden Crescendo vertikalisierender Kräfte geprägt ist. Im Erdgeschoss bewirken die stark gestelzten Lanzetten der Scheidbögen eine prägnante Aufwärtsbewegung. Diese wird jedoch gedrosselt durch die lastende Schwere der kräftig profilierten Unterzüge und durch die Schafringe, die die Gewölbedienste verankernd nicht am, sondern über dem Kämpferpunkt der Lanzetten liegen. Auch das horizontale Band des Triforiums drängt mit seinen rundbogigen Arkaden und seiner Lage zwischen zwei verkröpften Gesimsen die energische Vertikaltendenz der Scheidbogenzone zurück. Im Obergaden entwickeln die Fenster mit ihren kaum gespitzten Öffnungen die Bogenform des Triforiums weiter, während die Arkaden des Laufgangs die Lanzetten der Scheidbögen wieder aufnehmen. Weil aber die Laufgangarkaden schlanker und in den Profilen feingliederiger sind als die Scheidbögen, wirkt das Obergeschoss insgesamt leichter. Zudem lassen die Kapitelle der Arkadensäulchen optisch auch die Öffnungen der Obergadenfenster als gestelzte Bögen erscheinen, so dass die Vertikalisierung des Aufrisses in diesem Geschoss ihren Höhepunkt findet. Diese geschickt inszenierte Aufwärtsbewegung wird durch die Lichtführung wesentlich

---

Bischof von Langres und den Zisterziensergründungen in der Westschweiz zurückzuführen (HENRIET 2004, 63–70), überzeugt allerdings nicht. In diesem Fall hätte man nämlich eher unter Bischof Amadeus von Clermont auf die burgundische Kathedrale zurückgegriffen, denn Amadeus war Mönch bzw. Abt in den Zisterzienserklöstern Clairvaux und Hautecombe und stand Bernhard von Clairvaux nahe. Zu Langres zuletzt VIARD/DECRON/WU 1994.

57 Die ähnlichsten Pfeiler laut HENRIET 2004, 70–71 in Chars und May-en-Mulcien; der Kapitelltypus war allg. verbreitet.

unterstützt. Die Arkaden im Erdgeschoss sind zwar hoch genug, um das Licht der Umgangfenster ins Chorrund strömen zu lassen. Die Rundpfeiler und ihre kräftigen Kapitelle überschneiden allerdings diese Öffnungen und hemmen den Lichteinfall. Das Triforium bildet seinerseits ein schmales Schattenband, bei dem die dunklen Türöffnungen in der Rückwand ein negatives Pendant zu den darunter und darüber liegenden Fenstern bilden. Umso freier entfaltet sich das Licht im Obergaden, dessen Öffnungen die Mauermaße fast vollständig verdrängen.

Der Obergaden zeichnet sich jedoch nicht nur als Blickfang des Aufrisses aus. Im Zusammenhang mit Lausanne hat Jean Morlet bisher als einziger auf die Wichtigkeit dieses Geschosses im statischen Gefüge der Kathedrale hingewiesen.<sup>58</sup> Der zweischalige Aufbau erlaubt es nämlich, den Gewölbeschub nicht allein auf die Aussenmauer zu lenken, sondern auch auf die Arkatur, die den Laufgang zum Innenraum hin begrenzt. Dabei werden die Rippendienste im Innern und die Strebepfeiler am Aussenbau lediglich durch die Zungenmauern im Laufgang miteinander verbunden. Der so entstandene doppelte Stützapparat ist statisch wesentlich leistungsfähiger als eine einfache, durch Streben stabilisierte Wand. Der Umstand, dass der Obergadenlaufgang nicht mit Platten gedeckt ist, sondern von kurzen, quer gestellten Spitztonnen überwölbt wird, begünstigt die Statik zusätzlich. Die Schübe der Gewölbekappen werden so teilweise auf die Zungenmauern abgeleitet und von dort auf das zweibeinige Stützensystem übertragen. Den Zungenmauern kommt dabei die Funktion von eingezogenen Strebepfeilern zu, die es erlauben, den Stützapparat am Aussenbau zu erleichtern.

In diesem Zusammenhang ist ein Phänomen zu untersuchen, das im 13. Jahrhundert ausgehend von der Kathedrale von Lausanne in der Westschweiz weite Verbreitung fand. In Lausanne konstituiert sich der Schildbogen allein durch das unmittelbare Gegeneinanderstossen von Wand und Gewölbekappen und wird nicht durch ein Profil akzentuiert. Das Fehlen von Schildrippen wird allgemein als Überbleibsel einer romanischen Tradition betrachtet. In der Tat zeigen sich bei vielen romanischen, aber auch bei einigen frühgotischen Bauten Kreuzrippengewölbe ohne Schildrippen.<sup>59</sup> Allerdings fanden letztere bereits bei romanischen Kreuzgratgewölben Verwendung und waren in der entwickelten Frühgotik geradezu kanonisch.<sup>60</sup> Auch in Lausanne gibt es an einigen Stellen

58 MORLET 1950, 114–116, 127.

59 Durham, Caen (St-Étienne), Beauvais (St-Étienne), Provins (St-Quiriac), Reims (St-Remi), Orbais usw.

60 Romanik: Speyer, Payerne, Vézelay, usw. Frühgotik: St-Denis, Laon, Noyon, Soisson usw.

Schildrippen, nämlich im Chorumgang und in den Seitenschiffen des Quer- und des Langhauses, das heisst überall dort, wo die Gewölbe nicht an einen Laufgang stossen. Letzterer scheint also die statische Funktion der Schildrippen zu übernehmen, während diese nur dann nötig sind, wenn der Laufgang fehlt. Eine Beobachtung von Bruno Klein bestätigt dies.<sup>61</sup> Die Gewölbekappen und die Zwickelfelder der Laufgangarkaden werden durch ihre einheitliche Polychromie optisch zusammengefasst. Farblich endet damit das Gewölbe erst an den Profilen der Obergadenarkatur und nicht dort, wo die Kappen tatsächlich an die Wand stossen; den Laufgangarkaden kommt so die Rolle der Schildrippen zu. Es wäre deshalb falsch, die gezielt eingesetzten Schildrippen als "liturgical marker" für wichtige Kapellen zu betrachten.<sup>62</sup> Die Kapellen im ersten Geschoss der Querhaustürme weisen zwar zum Transept hin solche Rippen auf (Abb. 9). Allerdings fehlen sie bereits im Innern dieser Räume, wo zwei übereinander gestellte Laufgänge die Gewölbe im Sinne des Obergadenlaufgangs stabilisieren. Darüber hinaus wurden gerade bei der einzigen Kapelle des Chorumgangs im Gegensatz zu den anderen Umgangsjochen keine Schildrippen verwendet. Dies zeigt, mit welcher Vorsicht eine liturgische Interpretation dieses architektonischen Elements zu geniessen ist. Klein hat zu Recht darauf hingewiesen, dass die fehlenden Schildrippen in Lausanne ihre Parallele in der englischen Romanik haben und der schweizerischen Kathedrale – wie vieles andere – über Canterbury tradiert wurden.<sup>63</sup> Auch dort tauchen im Übrigen Schildrippen nur dann auf, wenn der Laufgang unter den Gewölben fehlt.

Das beschriebene System wirkt sich auch auf die Ästhetik des Innenraumes aus. Dieser erscheint durch den zusätzlichen Laufgang im Obergaden erweitert, ohne dass die Dimensionen des Baus real vergrössert werden. Da das Gewölbe nicht mehr an die Aussenmauer der Obergeschosse stösst, sondern an den inneren Wandschild des Laufgangs, mit dem es zudem farblich verbunden ist, wirkt es wie ein zwischen die dünnen Dienste und über die Laufgangarkaden gespanntes Velum. Ausserdem erlaubt die geschickte Verteilung der Schübe eine Reduktion der Pfeilerdicke im Erdgeschoss und der Dienstzahl an der Hochwand. So beginnt sich die Architektur – ganz im Sinne der gotischen Ästhetik – von der Behinderung der Mauer zu lösen und erscheint transparenter und leichter.

Fragt man nun nach der Herkunft dieser sowohl ästhetisch als auch technisch überzeugenden Aufrisslösung, findet man in der Forschung in erster Linie Hinweise auf die Architektur der Kathedralen von Laon und Canterbury. Während

---

61 KLEIN 1993, 47.

62 So WILSON 2004, 95.

63 KLEIN 1993, 46.

Alfred Ramé die Parallelen zu Laon schon in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts erkannte, blieben diejenigen zu Canterbury, insbesondere zur dortigen 'Trinity Chapel' bis auf den Hinweis von Hans Reinhardt in der Mitte des 20. Jahrhunderts unbemerkt.<sup>64</sup> Da der erste Baumeister der Ostteile von Canterbury aus Sens stammte und sich die englische Architektur seit der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) in engem Austausch mit der Normandie entwickelt hatte, kamen über die Kathedrale von Canterbury auch zahlreiche Baugewohnheiten aus Sens und der Normandie nach Lausanne.<sup>65</sup>

Im Chorpolygon, das für die übrigen Bauteile massgebend war, dominieren in den grossen Einheiten die Übereinstimmungen mit Canterbury, während sich die Gemeinsamkeiten mit Laon vor allem in den Details zeigen. Im Gegensatz zum vierzonigen Aufriss, der für Laon und die nordfranzösische Frühgotik typisch ist, übernahm der Lausanner Baumeister das dreiteilige Etagement der 'Trinity Chapel' von Canterbury (Abb. 7). Dabei stimmen auch die Aufrissproportionen überein, bei denen die Höhe der Scheidbogenzone derjenigen der beiden Obergeschosse entspricht und Triforium und Obergaden etwa im Verhältnis 2:3 zueinander stehen. Beiden Bauten gemeinsam sind zudem die gestelzten Scheidbögen mit ihrem doppelten Unterzug, die von den Pfeilerkapitellen aufsteigenden Einzeldienste, die Zweiteiligkeit des Triforiums, der ursprünglich auf normannische Vorbilder zurückgehende Obergadenlaufgang mit quer gestellter Spitztonnenwölbung und die Polygonwölbung ohne Schildrippen. In denjenigen Punkten, in denen Lausanne von Canterbury abweicht, zeigen sich oft Parallelen zur Kathedrale von Laon (Abb. 8). So stehen die Scheidbögen im Erdgeschoss nicht auf Doppelsäulen mit naturalistischen Knospenkapitellen und quadratischen Deckplatten wie in Canterbury, sondern auf Rundpfeilern mit stilisierten Zungenblattkapitellen und sechsseitigen Deckplatten wie in Laon. Im Triforium weicht die englische Vorliebe für üppige Profilierung über doppelter Bogenstellung und die Wölbung mittels kurzer Spitztonnen der sparsameren Profilierung über einfacher Bogenstellung und der flachen Steinplattendecke der picardischen Kathedrale. Schliesslich liegt auch der Ansatz der Gewölberippen nicht wie in Canterbury auf Kapitellhöhe der Triforiumsarkaden, sondern wurde im Sinne von Laon an den Fusspunkt des Obergadens

64 RAMÉ 1856, 60–61. REINHARDT 1947, 70. Zu den Übereinstimmungen mit der Architektur des Laonnais und Soissonais zuletzt SANDRON 2004; zu den Parallelen zur englischen Architektur zuletzt WILSON 2004. Zur Baugeschichte von Laon und Canterbury hier S. 24, Anm. 16.

65 Die Parallelen zur Normandie bemerkten schon DEHIO/VON BEZOLD 1901, Bd. 2, 178. Die Linie Sens-Canterbury-Lausanne wurde erst von GRANDJEAN 1975/1, 160–163 herausgearbeitet. Die von Grandjean gelegentlich vertretene These, Sens sei direktes Vorbild für Lausanne gewesen, ist m. E. nicht haltbar.

verlegt. Darüber hinaus gehen einige Einzelheiten wie das Aufsteigen der Dienste von einer Auskrugung der Kapitelldeckplatten, die Profilierung der Rippen (Kehle zwischen zwei Rundstäben) und Gurtbögen (Band zwischen zwei Rundstäben) oder die über die Plinthe tretenden Basen nicht auf das englische, sondern auf das französische Vorbild zurück. Detailparallelen zwischen Lausanne und Canterbury bestehen lediglich in der Kapitellplastik, wo neben der allgemeinen, in Laon noch nicht vollzogenen Hinwendung zum Knospenkapitell auch zahlreiche Motive übereinstimmen, so etwa die segelartige Verbreiterung der Blätter über dem Ansatz, die Überhöhung der Blattspitzen durch Voluten oder die Akzentuierung der Blattmittelrippe durch Perlen und Klötzchen.

Natürlich kommen viele der zum Vergleich herangezogenen Merkmale auch an anderen Bauten dieser Zeit zum Zuge, vornehmlich in der Nachfolge von Laon und Canterbury. Sie in die Diskussion miteinzubeziehen, wäre allerdings bei der erwiesenen Prädominanz der zitierten Vorbilder eine unnötige Strapazierung der stilgeschichtlichen Methode. So ist es beispielsweise irreführend, für den dreizonigen Lausanner Aufriss kleinere Pfarr- und Prioratskirchen aus der Umgebung von Laon heranzuziehen.<sup>66</sup> Diese reduzieren im Sinne eines Bescheidenheitsgestus die Viergeschossigkeit der nahen Kathedrale,<sup>67</sup> weshalb ihre Gliederung nicht mit dem bewusst verwendeten dreiteiligen Schema von Canterbury und Lausanne verglichen werden kann. Will man also verhindern, dass die waadtländische Bischofskirche zu einer Collage von Architekturmotiven unterschiedlichster Herkunft verkommt,<sup>68</sup> tut das Ansetzen des Ockhamschen Rasiermessers dringend Not. Im Sinne dieses spätscholastischen Philosophen soll hier versucht werden, die Erklärungsgründe nicht unnötig zu vermehren, sondern alle Erläuterungen, die für die gestellte Frage nicht wirklich von Relevanz sind, wegzulassen. Der mittelalterliche Baumeister erscheint dabei nicht mehr primär als Handlanger verschiedenster Stilströmungen, sondern als in der Tradition verankerter Handwerker mit einem gewissen Innovationspotential und der Fähigkeit, vorhandene Ideen selbständig weiterzuentwickeln.

### *Das Querhaus*

Das Querhaus besteht aus einer kräftig artikulierten Vierung mit durchfenestertem Turm und zweijochigen Armen mit östlichen Seitenschiffen. Über den äusseren Seitenschiffjochen steigen niedrige Türme auf, die im ersten Geschoss

66 GRANDJEAN 1975/1, 84 und SANDRON 2004, 126 nannten Laon (St-Vincent), Braine, St-Michel-en-Thiérache.

67 KIMPEL/SUCKALE 1995, 210–212, 250–252, 266–267.

68 In diesem Sinne kritisierten SALET 1977, 38 und KLEIN 1993, 45 bereits die Stilanalyse von GRANDJEAN 1975/1.

Kapellen beherbergen. In der Gestaltung der Fassaden wurde die Südseite mit ihrer Rose, dem aufwendigen Sockel- und Fensterdekor und der raffinierter ausgebildeten Turmkapelle gegenüber der nördlichen deutlich ausgezeichnet (Abb. 9). Offensichtlich wollte man zur Stadt hin eine Prunkfassade aufrichten, die gegen Norden, wo der Kreuzgang und die Kapitelsgebäude lagen, als überflüssig erachtet wurde. Ansonsten führte man im Querhaus den Aufriss des Sanktuariums weiter, wobei die Arkadenzahl im Triforium und im Obergaden erhöht wurde. Während die vierfache Bogenstellung des Mittelgeschosses durch die sukzessive steigende Bogenzahl in den westlichen Polygonseiten und im Chorjoch vorbereitet ist, erscheint die dreifache Aufteilung des Obergadens im Querhaus zum ersten Mal. Der Schildwand angepasst werden hier die Arkaden gestaffelt angeordnet, wobei der mittlere Bogen das Fenster rahmt. Diese Disposition konstituiert zusammen mit einem fünf- beziehungsweise sechsteiligen Triforium und einem breiteren Scheidbogen auch den Aufriss des Vierungsturms und der Langhausjoche. Es ist müßig, die steigende Bogenzahl und die Staffelung der Laufgangarkaden von konkreten französischen Vorbildern abzuleiten,<sup>69</sup> denn diese Anordnung ergibt sich automatisch aus den breiter werdenden Jochen und zeigt sich bereits in der "Trinity Chapel" von Canterbury. Dort versah man allerdings im Obergaden jeden Bogen mit einer eigenen Kurztonne, während der Lausanner Baumeister die Arkaden jochweise unter einem Gewölbe zusammenfasste. Dabei realisierte er durch die Gestaltung der inneren Raumbegrenzung als dreifach perforierten Mauer Schild – Robert Branner sprach von einem "bored screen", Jean Bony von einem "two-layer grid in openwork" – eine bis dahin nur im Südquerhaus der Kathedrale von Noyon (um 1170/1180) erreichte Auflösung der Obergadenwand in zwei dünne Mauer-schalen und entwickelte die in Canterbury verwendete, romanische Technik des anglonormannischen 'mur épais évidé' im Sinne der gotischen Ästhetik weiter.<sup>70</sup>

Die Auflösung der Mauer-masse durch Laufgänge war ein beliebtes Motiv des Lausanner Baumeisters. Zwar ersetzte er in den Kapellen im ersten Geschoss der Querhaustürme das Triforium und den Obergaden durch ein Plattenmasswerk aus einer Doppelarkade unter gelängtem Vierpass. An der Süd- und Ostwand der südlichen Kapelle begrenzt dieses Masswerk jedoch einen Mauerlaufgang, der im unteren Bereich im Innern, vor den Vierpässen hingegen am Aussenbau

69 GRANDJEAN 1975/1, 90 und SANDRON 2004, 128 nannten Reims (St-Remi), Châlons-sur-Marne und Soissons (Südquerhaus der Kathedrale und St-Léger).

70 BRANNER 1960, 73; BONY 1983, 167. Zu Noyon SEYMOUR 1975. Den Begriff des 'mur épais' prägte BONY 1939 im Zusammenhang mit der Bautechnik in der Normandie seit dem mittleren 11. Jh. Da die statisch bedingte Verwendung dicker Mauern eine rein ästhetisch motivierte Aushöhlung ('évidement') der Mauer-masse nach sich zog, ist m. E. die Erweiterung des Begriffs zum 'mur épais évidé' gerechtfertigt.

erscheint. An den inneren Querhausfassaden wird die Laufgangarchitektur vor der Rose und vor den Fenstern des Triforiums und des Obergadens im Nordarm weitergeführt. Während all diese Laufgänge teils noch statisch bedingt sind, kann ihr Erscheinen im Giebel des Südquerhauses, über dem Westportal und im weitesten Sinne auch an den Treppentürmchen am Langhaus und am südlichen Westturm nur noch ästhetisch erklärt werden.

Wie beim Chor gehen auch die stilgeschichtlich erklärungsbedürftigen Teile des Querhauses hauptsächlich auf Canterbury und Laon zurück. Auffallend ist zunächst die Existenz eines östlichen Seitenschiffs. Obwohl dies in der anglonormannischen Architektur weit verbreitet ist,<sup>71</sup> dürfte der Lausanner Baumeister zunächst das Querhaus von Laon vor Augen gehabt haben. Die archäologischen Grabungen der 1970er Jahre haben nämlich gezeigt, dass an der Stirnwand des Lausanner Nordquerhauses zunächst eine Empore vorgesehen war, die die Kapelle im Obergeschoss des Querhausturms gegen Westen fortgeführt hätte. Die Vermutung von Francis Salet, für die Querhausarme von Lausanne seien ursprünglich nach dem Vorbild von Laon Doppelturmfassaden mit Emporen an den Fronten geplant gewesen, liegt deshalb nahe.<sup>72</sup> Den Zusammenhang mit Laon bestätigen die Existenz von Kapellen in den Obergeschossen der Türme und das übereinander Stellen eines inneren und eines äusseren Mauerlaufgangs in diesen Kapellen.<sup>73</sup>

Die Gliederung der Lausanner Südquerhausfassade mit einer Sockelblende, einer Fensterreihe und einer Rose war im Laonnais und Soissonnais seit der Mitte des 12. Jahrhunderts sehr verbreitet<sup>74</sup> und findet sich auch im Chor der Kathedrale von Laon, der allerdings kaum älter sein dürfte als das Lausanner Beispiel. Während die in Plattenmasswerk gefertigte Rose in technischer Hinsicht mit frühgotischen Exemplaren einhergeht, wie man sie auch in der picardischen Kathedrale findet, folgt ihr Design dem Rundfenster im nördlichen Arm des Ostquerhauses von Canterbury. Dort besteht zwar die Gliederung lediglich aus einem Masswerk imitierenden Eisengitter. Die auf der Kontraktion eines

---

71 Durham, Peterborough, Lincoln, Salisbury usw.

72 SALET 1977, 32–33. Der immer wieder durchgeführte Vergleich der heutigen Lausanner Turmdisposition mit derjenigen von Notre-Dame-en-Vaux und der Kathedrale in Châlons-sur-Marne (zuletzt VON WINTERFELD 2004, 154) wäre in diesem Fall entbehrlich.

73 Der Hinweis von VALLERY-RADOT 1952, 34–36, GRANDJEAN 1975/1, 93, 96 und VON WINTERFELD 2004, 155 auf eine lothringische Tradition überzeugt weniger, da sich dort die Kapellen nicht in Fassaden-, sondern in Chorflankentürmen befinden und nicht nur zum Querhaus, sondern auch zum Chor hin offen sind.

74 HÉLIOT 1972.

rotierenden Quadrates beruhende Komposition stimmt jedoch in ihren Grundzügen überein.<sup>75</sup> Dagegen folgt das Innere des Vierungsturms wiederum dem Vorbild der Kathedrale von Laon. Übereinstimmend sind der zweizonige Aufbau mit Triforium und durchfenstertem Obergeschoss sowie die achtteilige Rippenwölbung, deren Längs- und Querrippen über Dienste bis unter das Triforium verlängert werden und so die Turmseiten in der Vertikalen zweiteilen. Da jedoch der Lausanner Architekt seine Vierung wie ein monumentalisiertes Langhausdoppeljoch gestaltete, erscheint der Laufgang im Obergaden nicht aussen, sondern innen, und anstelle der durchlaufenden Dienstbündel zeigen sich von Gesimsen überschnittene Einzeldienste.

Wie Dany Sandron jüngst gezeigt hat, bestehen auch in einigen Details Parallelen zur Architektur von Laon und Umgebung.<sup>76</sup> Allgemein kann man die Lausanner Fenster, die ab dem Querhaus eine einheitliche Form annehmen, als Reflex derjenigen von Laon bezeichnen. Die Fensteröffnungen werden innen und aussen von zwei Säulchen flankiert, wobei sich am Aussenbau die Deckplatte der Säulchenkapitelle und teilweise auch der Wasserschlag gesimsartig an der Wand fortsetzen. Darüber hinaus findet sich im Chorseitenschiff der Kathedrale von Laon die sonst kaum verbreitete Profilierung der Lausanner Erdgeschossfenster, bei der die Öffnung nicht nur von zwei Säulchen, sondern zusätzlich von einem Rundstab gerahmt wird, der unten rechtwinklig abknickt und sich am Fuss der Sohlbank säulchenbreit fortsetzt. Zudem konnte Sandron für die rechteckigen Fenster des Nordquerhaustriforiums und die frei hängenden Zwickel der Laufgangarchitektur Parallelerscheinungen aus der Umgebung von Laon nachweisen.<sup>77</sup>

Auch die Lausanner Vierung Pfeiler hat man gelegentlich mit Laon in Verbindung gebracht.<sup>78</sup> Ein genauer Vergleich zeigt allerdings, dass nur der Querschnitt dieser Pfeiler übereinstimmt, nicht aber die Funktion ihrer Glieder. Während nämlich die schwachen Dienste der Laoner Stützen die Gewölbe- und Schildrippen aufnehmen, tragen diejenigen in Lausanne neben den Gewölberippen die äusseren Unterzüge der Vierungsbögen. Eine identische Disposition

75 GRANDJEAN 1987, 87–88.

76 SANDRON 2004, 131–132.

77 St-Léger in Soissons, Konventsbauten von St-Michel-en-Thiérache. Ob Villard de Honnecourt seine Skizze eines "vosure pendant" (HAHNLOSER 1972, Abb. 40i) nach dem Lausanner Nordquerhaustriforium gezeichnet hat (GRANDJEAN 1975/1, 93), oder ob er ein Gewölbe mit hängendem Schlussstein darstellen wollte (NUSSBAUM/LEPSKY 1999, 57), ist schwer zu entscheiden.

78 BACH/BLONDEL/BOVY 1944, 400.



zeigen die Vierungspfeiler der Kathedrale von Genf.<sup>79</sup> Auch die Verwendung des fraglichen Pfeilertypus im Querhaus entspricht der rhodanischen Bischofskirche und hat hier wie dort statische Gründe.<sup>80</sup> Darüber hinaus zeigen die Genfer Langhausstützen wie diejenigen in Lausanne eine um vier schwache Dienste reduzierte Variante der Vierungspfeiler. Da die ersten Genfer Langhauspfeiler bereits um 1175/1180 entstanden sein dürften, können ihre Pendanten in Lausanne als etwas schlankere Variante derselben angesehen werden.

### *Das Langhaus*

Wie bereits angedeutet, wird das im Chor und im Querhaus festgelegte Aufriss-system im Langhaus weitergeführt. Die einzige relevante Änderung findet im Bereich der Gewölbe statt. Das erste Doppeljoch ist nämlich nicht mehr vier- sondern sechsteilig gewölbt, was in der Scheidbogenzone zu einem Wechsel zwischen den bereits beschriebenen Gliederpfeilern und einer Reihe auffallend unterschiedlich gestalteter Rundpfeilerkompositionen führte (Abb. 3, 5). Das erste schwache Stützenpaar (D/D') besteht aus einem Rundpfeiler, der zum Mittelschiff hin von einem dünnen, freistehenden Dienst begleitet wird. Letzterer ist über einen Schaftring mit der Kapitelldeckplatte des Pfeilers verbunden und nimmt die Querrippe des Gewölbes auf.<sup>81</sup> Obwohl die sechsteilige Wölbung im zweiten Doppeljoch zu Gunsten einer vierteiligen aufgegeben wurde, behielt man den bis zu diesem Joch bereits ausgeführten Stützenwechsel für das gesamte Langhaus bei. Da jedoch die Dienste des als schwache Pfeiler konzipierten Stützenpaares im zweiten Doppeljoch (F/F') nun nicht mehr bloss eine Mittelrippe, sondern den Gurtbogen und die Kreuzrippen aufzunehmen hatten, musste man sie nachträglich durch wesentlich kräftigere Exemplare ersetzen, die ohne Unterbrechung von der Basis bis zum Gewölbeansatz aufsteigen. Dieser äussere Zwang führte bei den schwachen Pfeilern zu einer letztlich ästhetisch motivierten Formenvielfalt, die für die sonst so einheitlich konzipierte Kathedrale untypisch ist. Im dritten schwachen Stützenpaar (H/H') repetierte man nämlich nicht etwa die Disposition des zweiten Doppeljoches, sondern wählte eine Kombination aus zwei 'en-délit'-Diensten und zwei gemauerten Rundpfeilern. Damit entstand ein Stützensystem, dessen starke Pfeiler als immer wiederkehren-

79 GANTNER 1947, 75 bemerkte bereits, dass die Pfeilergrundrisse der beiden Kathedralen einander entsprechen, allerdings ohne den Vergleich genauer auszuführen.

80 Vgl. S. 71–72.

81 Die Annahme von GRANDJEAN 1975/1, 62–63, der Dienst sei ursprünglich von der Kapitelldeckplatte aufgestiegen und erst nach der Entfernung des Lettners im frühen 19. Jh. bis zum Fussboden verlängert worden, hat sich nicht bestätigt (Mitteilung von Werner Stöckli).

de, gleichförmige Ruhepunkte in Erscheinung treten, während die ständig wechselnde Gestalt der schwachen Stützen eine reizvolle Auflockerung bewirkt. Diese Disposition entspricht nicht dem Aufreihen gleichförmiger Joche in den so genannt klassischen gotischen Kathedralen Frankreichs, in denen selbst bei sechsteiligen Gewölben der Stützenwechsel oft nur angedeutet oder überhaupt nicht sichtbar gemacht wurde. Der Lausanner Baumeister scheint vielmehr mit einem ästhetischen Konzept der 'varietas' gespielt zu haben, das in der mittelalterlichen Architektur gelegentlich anzutreffen ist.<sup>82</sup> Trotz betonter Vielfältigkeit erscheinen die schwachen Pfeiler jedoch als einheitliche Gruppe, denn sie bestehen ausschliesslich aus Rundformen, während die Gliederpfeiler neben runden Diensten einen kreuzförmigen Kern und rechteckige Vorlagen aufweisen. Zudem wurde der statischen Schwere der kompakten Hauptpfeiler in den Nebensäulen eine geradezu ätherische Komposition gegenüber gestellt, deren Einzelteile nur im Bereich der Sockel und Kapitelldeckplatten miteinander verbunden sind. So repräsentieren die schwachen Pfeiler eines der Grundprinzipien gotischer Architektur, das in der grösstmöglichen Auflösung der Mauermaße besteht. Mit ihrer diaphanen Struktur negieren sie ihre eigentliche Funktion als tragende Elemente und werden zu einer Art Antipfeiler.

Die beiden Pfeilertypen des Langhauses werden im Südportal, das seit dem frühen 14. Jahrhundert wegen seiner reichen Polychromie als "porta picta" bezeichnet wird,<sup>83</sup> um je eine Variante erweitert. Die ursprünglich allseitig offene, einjochige Portalvorhalle ruht auf Mauermassiven, die nach aussen die gestufte, mit eingestellten Säulchen bestückte Form der starken Langhauspfeiler aufnehmen, während sie im Innern hinter den Säulchen und Figuren als abgeschrägte Wand in Erscheinung treten. Die vier Stützen hingegen, die aussen als dekorativ gestaltete Strebpfeiler den Zugang zur Vorhalle flankieren, bestehen aus einem rechteckigen Kern, der fast vollständig von Dreiviertelsäulen ummantelt wird, zwischen denen ihrerseits vier lose beigestellte Dienste erscheinen. Da der Kern so gut wie unsichtbar ist, paraphrasieren diese Pfeiler mit ihrer Vielzahl runder Elemente, der Kombination von gemauerten Säulen und 'en-délit'-Diensten und den unterschiedlich grossen, unter gemeinsamer Deckplatte zusammengeschlossenen Kapitellen die schwachen Pfeiler im Innern der Kathedrale. Auch die dreiteilig gestaffelte Arkatur, die als steinerner Vorhang die seitlichen Öffnungen der Vorhalle vergittert, greift mit der Laufgangarkatur des Langhausobergadens ein Motiv des Gebäudeinnern auf.

Im Langhaus gibt es wiederum zahlreiche Elemente, die an die Kathedralen von Laon und Canterbury erinnern. Wie in Laon sah der erste Bauplan der Kathed-

82 Zum ästhetischen Konzept der 'varietas' GASSER 2002.

83 GRANDJEAN 1975/1, 118, Anm. 96, 97.

rale von Lausanne in den Querhausarmen vier-, im Vierungsturm acht- und im Langhaus sechsteilige Gewölbe vor. Dieses System, das nochmals die Vorliebe für die beschriebene Ästhetik des Wechsels demonstriert, wurde erst im zweiten Langhausjoch zugunsten einer vierteiligen Wölbung über querrrechteckigen Jochen im Sinne der hochgotischen Kathedralen von Soissons, Chartres, Amiens und so weiter aufgegeben.

Dagegen folgen der energische Stützenwechsel und die Vielfältigkeit der Pfeilerformen dem Konzept der 'Trinity Chapel' von Canterbury. Während die vom Kern detachierten Dienste der schwachen Pfeiler ein Phänomen darstellen, das in der anglonormannischen Frühgotik um 1180 allgemein stark verbreitet ist und auch in Laon in Erscheinung tritt,<sup>84</sup> können die Pfeiler H/H' konkreter als eine auf die Lausanner Verhältnisse umgedeutete Variante des östlichen schwachen Pfeilerpaares in Canterbury betrachtet werden. Beide Stützenpaare zeigen eine Kombination von zwei gemauerten Rundpfeilern und zwei Monolithsäulchen mit Kapitellen von unterschiedlicher Grösse unter gemeinsamer Deckplatte. Die für Canterbury typischen Schäfte aus 'purbeck marble' wurden allerdings in Lausanne durch sandsteinerne 'en-délit'-Dienste ersetzt. Zudem stehen die vier Pfeilerelemente weniger eng zusammen als in der englischen Kathedrale und werden nicht durch Schafringe verbunden. Die Deckplatten der Pfeiler D/D' und F/F', die entsprechend der auftreffenden Profile gestuft sind, gehen wiederum auf Canterbury zurück und haben ausserhalb von England keine Parallelen. Schliesslich kommt auch die runde Form von Abakus und Deckplatte bei den nachträglich angebrachten Diensten der Pfeiler F/F', die typisch für die anglonormannische Architektur ist, bereits in den Kapellen des Ostquerhauses von Canterbury vor.

Weniger präzise sind zwei für das westliche Langhaus charakteristische Motive zu lokalisieren. Einerseits folgen die eingetieften Dreipässe in den Zwickeln der Triforiumsarkatur ohne konkretes Vorbild dem typisch anglonormannischen 'horror vacui', der in gotischer Zeit zur Auflösung der Zwickelmauern durch Vielpässe aller Art führte.<sup>85</sup> Andererseits finden sich die mit Halbscheiben dekorierten Rippen- und Bogenanfänger in der Frühgotik in unzähligen Varianten und kommen in der näheren Umgebung von Lausanne bereits im Erdgeschoss der Apsis von Genf vor.

Auch die Vorbilder des Südportals, das Klaus Niehr kürzlich umfassend untersucht hat, sind nur sehr allgemein fassbar.<sup>86</sup> Mit seiner trichterförmigen Wan-

84 BONY 1983, 162–166.

85 Am Triforium in Caen (St-Étienne), Bayeux, Coutances, Petit-Andelys, Wells, Lincoln, usw.

86 NIEHR 2004.

dung greift das Portal einen Typus auf, der seit zirka 1180 das romanische und frühgotische Stufenportal ablöste. Die allseitig offene Vorhallenarchitektur ist ebenfalls kein Einzelfall und hat ihre Vorläufer genauso im italienischen 'protiro' wie in der französischen 'tour porche' und im gotischen Vorhallenportal. Dasselbe gilt für die Platzierung an der Langhausseite anstatt an einer der Fassaden, was vor allem bei anglonormannischen Bauten verbreitet ist.<sup>87</sup> Als Ganzes ist das 'Portail peint' jedoch "ein Solitär unter den Figurenportalen des 13. Jahrhunderts in Europa".<sup>88</sup> Lediglich die Pfeiler, die aussen den Zugang zur Vorhalle flankieren, haben näher bestimmbare Parallelen. Ähnliche Stützen zeigen sich im Südquerhaus von Laon und beim Eingang in die untere Südquerhauskapelle der Kathedrale von Soissons (um 1180).<sup>89</sup> Das Beispiel in Laon ist allerdings asymmetrisch gebildet, und bei den Exemplaren in Soissons stehen die einzelnen Elemente so nahe beieinander, dass der Kern gegenüber den Diensten deutlich in den Vordergrund rückt und die diaphane Wirkung der Lausanner Pfeiler ausbleibt.

#### *Der Westbau*

Ein völlig neuartiges Konzept liegt dem Westbau zu Grunde. Zu ihm gehörten neben den beiden Fassadentürmen und den dazwischen liegenden Vorhallen und Emporen ursprünglich auch das letzte Langhausjoch – wegen seiner grösseren Breite als 'Grande Travée' bezeichnet – und die Treppentürmchen auf der Höhe der Pfeiler *J/J*. Die Triforiumsarkatur, der Obergaden und die Wölbung des Langhauses wurden zwar über dem ehemaligen Durchgang weitergezogen. Schon hier kündigen sich aber durch die Ausweitung des Zwischengeschosses zu Emporen über den Seitenschiffen der 'Grande Travée' bedeutende Veränderungen an. Diese zeigen sich allgemein im Wechsel der Proportionen, in einer bisher unbekanntem räumlichen Kommunikation, in neuen Pfeiler- und Profiltypen sowie in zahlreichen Details.

Weil der Westbau im frühen 16. Jahrhundert stark verändert wurde, soll vorerst anhand einer rekonstruierenden Beschreibung der Zustand des 13. Jahrhunderts erklärt werden. Marcel Grandjean konnte nachweisen, dass die ursprüngli-

87 'Protiro' in Modena, Piacenza, Verona (San Zeno) usw.; 'tour porche' in St-Benoît-sur-Loire, St-Loup-de-Naud usw.; Vorhallenportale in Le Mans, Chartres usw.; Platzierung an der Langhausseite in Worchester, Southwell, Fécamp usw.

88 NIEHR 2004, 178.

89 Der Hinweis auf Soissons bereits bei GRANDJEAN 1975/1, 105. Zu Soissons SANDRON 1998. Den von MORLET 1950, 181 und WILSON 2004, 116 zum Vergleich herangezogenen Stützen im Langhaus von Laon bzw. in Lincoln fehlt der mehrteilige Kern der Lausanner Beispiele.

che Disposition dieses Bauteils in erster Linie durch die topografische und städtebauliche Situation auf dem engen Hügel der Cité bedingt war (Abb. 12).<sup>90</sup> Da die gotische Kathedrale im Vergleich zu ihrer Vorgängerin wesentlich breiter und länger werden sollte, konnte die Strasse, die die Oberstadt mit der Unterstadt verband, nicht mehr vor der Westfassade der Kirche durchgeführt werden. Zwischen dieser und der Stadtmauer, vor allem aber zwischen den Häusern am Südwestende der Oberstadt und dem Nordturm blieb nur noch eine schmale Passage übrig, so dass die Verbindung zwischen den beiden Stadtteilen notgedrungen durch die Kathedrale geführt werden musste. Aus diesem Grund schloss man das Langhaus auf der Westseite des dritten Doppeljoches mit einer Mauer, die im Mittelschiff bis zum Fusspunkt des Triforiums reichte und die Seitenschiffe vollständig abtrennte. Die 'Grande Travée' war im Erdgeschoss durchgehend gewölbt, so dass ein breiter, tunnelartiger Durchgang die 'Rue Cité-Devant' bis zum Platz auf der Südseite der Kathedrale verlängerte. Das Obergeschoss hingegen öffnete sich in zwei hintereinander liegenden Westemporen zum Langhaus (Abb. 13). Den Zugang zum Kirchenschiff bildete ein Portal in der Mauer zwischen den Pfeilern J/J'. Gegen Westen öffnete sich die 'Grande Travée' mittels dreier Arkaden zu den Erdgeschossen der Fassadentürme und zur östlichen Vorhalle. Letztere war allseitig offen und kommunizierte auf ihrer Nord- und Südseite ebenfalls mit den Turmerdgeschossen, auf ihrer Westseite mit der westlichen Vorhalle. Diese war ihrerseits durch den grossen Westeingang mit dem kurzen Vorplatz zwischen Kathedrale und Stadtmauer verbunden. Indem weder die beiden Vorhallen noch der grosse Westeingang durch Türen verschlossen waren, ergab sich neben der Nord-Südachse durch die 'Grande Travée' eine West-Ostachse, die vom Markt in der Palud durch die 1226 erstmals genannte 'porta fori' und den Westbau zum Westportal des Langhauses führte.

Der grosse Westeingang bildete vor seiner Maskierung durch das 'Portail des Montfalcons' eine Portalarchitektur besonderer Güte. Er öffnete sich in Form von zwei ineinander verschachtelten Riesenarkaden zwischen den Strebepfeilern der Westtürme und wurde überhöht von einem reich ornamentierten Gesims und einem heute noch sichtbaren Mauerlaufgang mit fünfteiliger Arkatur. Während der äussere Bogen des Eingangs keine aussergewöhnliche Form zeigt, wurde der engere innere Bogen durch eine spezielle Pfeilergestaltung ausgezeichnet. Abgesetzt durch ein sehr kurzes Tonnengewölbe ruht er auf je zwei übereinander gestellten Stützen, die mittels einer grossen, u-förmig ausschwingenden Deckplatte voneinander getrennt werden. Dabei tritt die Mauer im unteren Teil kräftig zurück. Diese Stützen bilden mit ihrem runden Kern und den lose da-

---

<sup>90</sup> GRANDJEAN 1975/2.

rum herum gruppierten Säulchen eine weitere Variante der schwachen Langhauspfeiler. Die monumentale Bogenform und die in der Art übereinander gestellter Säulenordnungen disponierten Pfeiler bilden eine freie Kombination antiker Architekturmotive mit typischen Lausanner Formen und machen aus dem Westeingang in der Tat "eine der entzückendsten Schöpfungen der Gotik"<sup>91</sup>.

Die starke räumliche Kommunikation im Erdgeschoss des Westbaus wird im Obergeschoss fortgesetzt. Dabei stellt eine verglaste Transenna, die die westliche Vorhalle mit der Empore verbindet, den Kontakt zwischen den beiden Etagen her.<sup>92</sup> Über zwei breite Treppen in den äusseren Strebepfeilern der Westfassade erreicht man die Turmobergeschosse, die durch einen Scheidbogen mit der unteren Empore über der Ostvorhalle und der 'Grande Travée' sowie durch eine hochliegende, fensterartige Maueröffnung mit der oberen Empore über der Westvorhalle verbunden sind. Darüber hinaus erstreckte sich der vordere Teil der unteren Empore in die Räume über den Seitenschiffen der 'Grande Travée', die vom Mittelteil lediglich durch die Arkatur des Triforiums und eine Kolonnade aus Rechteckpfeilerchen geschieden werden. Das Obergeschoss des Westbaus ist zudem vom Schiff aus über zwei Treppentürmchen auf der Höhe der Pfeiler J/J' erreichbar, die auch den Zugang zum Obergadenlaufgang und zu den Dachräumen garantieren. Diese Türme haben ferner eine statische Funktion, da sie durch ihre Masse und die Quermauern, in denen Laufgänge die Türme mit den verschiedenen Geschossen des Mittelschiffs verbinden, das Strebesystem ersetzen.

Einige den Westbau betreffende Details konnten bisher nur hypothetisch rekonstruiert werden. So deuten Bogenansätze im Nordturm laut Werner Stöckli darauf hin, dass die Turmerdgeschosse ursprünglich auch gegen Westen und Norden beziehungsweise Süden offen waren.<sup>93</sup> Für die im frühen 16. Jahrhundert entfernte Wölbung im Mittelschiff der 'Grande Travée' hat Albert Naef mit einem Kreuzrippengewölbe zwischen zwei quer gestellten, spitzen Kurztonnen die bisher überzeugendste Lösung vorgeschlagen.<sup>94</sup> Neben den heute funktionslosen Wandpfeilern und den von Naef entdeckten Gewölberesten an der Westwand der 'Grande Travée' spricht auch die analoge Situation im Bereich der östlichen Vorhalle für diese Rekonstruktion. Die leeren Basen vor der Triforiumsarkatur des sechsten Jochs interpretierte Eugène Bach als Überreste einer

---

91 GANTNER 1947, 78.

92 Zu dieser Transenna existiert eine vorbereitende Ritzzeichnung (GRANDJEAN 1981, 305).

93 Mitteilung von Werner Stöckli.

94 NAEF 1904, 144.